Der Bürgerkrieg

Sozialhistorisches Drama
□ in fünf Aufzügen □

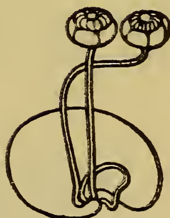
Von Jakob Brod

Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts" Swoboda & Co.

Der Bürgerkrieg

Sozialhistorisches Drama
in fünf Aufzügen

Von Jakob Brod



Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“ Swoboda & Co., Wien VI, Mariahilferstraße 89 A

Storage
61

Alle Rechte vorbehalten.

Perſonen des geſamten Dramas.

Profeſſor Adolf Thiers, Chef der exekutiven Gewalt.
St. Hilaire, ſein Sekretär.
Baron Monteau, Kommandant einer Legion der Föderierten und Geheimagent des Herrn Thiers.
Marquis De Ploeuc, Gouverneur der Bank von Frankreich.
Abbé Lagarde, Generalvikar des Erzbiſchofs von Paris.
Robineau, Adam – Freimaurer und Mitglieder der Verſöhnungsliga.
Graf La Mure, De Flamme – Deputierte.
Vinoy, General.
Dr. Tony Moilin.
Renate, ſeine Frau.
Marie, ſeine Schweſter.
Heriſſon, Maire.
Delescluſe, Ferré, Frankel, Jourde, Vermorel, Varlin, Beslay, Felix Pyat – Mitglieder des Rates der Kommune.
General Dombrowski.
Der alte Dufour.
Camille und François, ſeine Söhne, Föderierte in der Legion der »Verlorenen Kinder«
Oberſt Vabre, geweſener Kohlenhändler und Vorſitzender des Standgerichtes im Palais Luxembourg.
Zwei Oberoffiziere, Beiſitzer des Standgerichtes.
Jean Richard, Auguſtin Lalot – angeklagte Rebellen vor dem Standgericht.
Ein Polizeibrigadier.
Ein Leutnant.
Trublot, Bottes – Lumpenproletarier.
Jean und Pierre, Diener bei Herrn Thiers.
Ein Ordner beim Rate der Kommune.
Erſter, zweiter und dritter Bote.
Generale, Stabs- und Oberoffiziere, Soldaten, Poliziſten.
Volk aller Klaſſen.

Zeit der Handlung: April und Mai 1871.
Der erſte Akt ſpielt im I. Teil am Père Lachaise, im II. Teil in der Wohnung des Dr. Tony Moilin.
Der zweite Akt im Königsſchloß zu Verſailles.
Der dritte Akt im Stadthaus zu Paris.
Der vierte Akt im I. Teil bei Robineau, im II. Teil bei Tony Moilin.
Der fünfte Akt beim Standgericht im Palais Luxembourg.



Erster Akt.

Friedhof Père-Lachaise.

(Beerdigung der durch die Versailler erschossenen Gefangenen.)

Erster Auftritt.

Delescluse, Felix Pyat, Tony Moilin, Robineau, Varlin, Frankel, Baron Monteau, Trublot, Bottes, der alte Dufour, François und Camille Dufour, Leidtragende, Föderierte, Volk.

(Man hört die letzten Akkorde eines Trauermarsches verklingen.)

Delescluse (alt und gebrechlich). Tränen für die Witwen und Küsse für die Waisen, das ist die Antwort des großen und humanen Paris an das kleine und barbarische Versailles. Den gefangenen Feind zu schonen, ist ein altes Sittengesetz der Völker. Versailles hat dieses Gesetz geschändet, es hat 35 Föderierte, Pariser, gemordet, da sie in seine Gefangenschaft gerieten. Das edle Volk von Paris wird gleich Verbrechern und Rebellen behandelt, weil es seine Kommune unabhängig erklärte. Benehmen sich so Verbrecher und Rebellen? Die wahren Verbrecher sitzen in Versailles; in Paris aber herrschen Sitte und Ordnung, Humanität und Solidarität. (Er hustet.)

Varlin. Hoch die Humanität! Hoch die Solidarität! (Das Volk stimmt in den Ruf ein.)

Delescluse. Lassen wir Versailles den Versaillern und bleiben wir in unserem großen und schönen Paris. Geloben wir uns, daß wir unsere Stadt verteidigen werden bis zum letzten Mann.

Das Volk. Das wollen wir! Wir geloben es!

Delescluse. Humanität und Solidarität ist die Losung, unter der wir Frankreich durch Paris und Europa durch Frankreich befreien werden.

Felix Pyat. Nicht nur Tränen für die Witwen und Küsse für die Waisen, wir haben auch Flüche für die Feinde und Kanonen für das Räubernest Versailles. Ja, in Versailles

sitzt die Kanaille, und das Haupt der Kanaille heißt Professor Adolf Thiers, der sich den Titel eines Chefs der exekutiven Gewalt erschwindelte.

Monteau. Sehr richtig! Ein schöner Chef der exekutiven Gewalt, der sich nicht traut nach Paris zu kommen.

Trublot. Der Feigling! Thiers ist die größte Kanaille.

Bottes. Ein Hund ist er, den man vertilgen muß.

Trublot. Der Professor muß guillotiniert werden.

Pyat. Damit Versailles nicht wieder wage, gefangene Pariser zu morden, haben wir den Erzbischof und seine verwandten Spießgesellen als Geiseln in Haft genommen. Für das Leben jedes gefangenen Parisers bürgt uns der Kopf des Erzbischofs.

Monteau. Sehr gut!

Trublot. Sein Kopf muß fallen!

Bottes. Rache für die gemordeten Föderierten!

Pyat. Dem Herrn Professor beliebt es, in unsere Stadt, in das Herz der europäischen Zivilisation, Bomben und Granaten hereinzupfeffern, also nennen wir ihn den Granatenkönig von Bomben Gnaden.

Trublot. Der Granatenkönig, das ist das richtige Wort. Bravo!

Pyat. Der Granatenkönig läßt ganze Stadtbezirke zerstören, er wütet ärger als die Preußen. Wenn ich nicht irre, hat der Bombenkönig in Paris ein Haus. Dieses Haus, wie schaut es aus?

Monteau. Wir verstehen die feine Wendung.

Trublot. Ausgezeichnet! Glänzend!

Pyat. Wir werden uns das Haus Seiner Majestät des Granatenkönigs näher ansehen.

Trublot. Wir werden es niederreißen.

Bottes. Heute noch wollen wir es zerstören.

Pyat. Bis heute ist das Haus des Granatenkönigs von den Versailler Bomben verschont geblieben. Wir wollen dem boshaften Zwerg, dem gichtischen, mumienhaften Granatenkönig von Bomben Gnaden, zu Hilfe kommen und seine Bude bis zum Fundament auf ihre Festigkeit untersuchen. Wenn die Versailler Kanonen die Bude des Granatenkönigs nicht erreichen, ah! die Pariser Kanonen sind viel näher. Der Granatenkönig möge sich dann in Versailles ein anderes Haus bauen. Das nötige Geld dazu wird ihm der Herr von Bismarck geben für den Verrat an Paris. O, er steht auf gutem Fuß mit dem Herrn von Bismarck.

Monteau. Nieder mit dem Verräter!

Trublot. / **Bottes.** Nieder mit dem Granatenkönig!

Pyat. Kommt die Zeit, werden wir den Bombenprofessor auch in Versailles besuchen mit allen Ehren, die einem König gebühren. Nach Versailles zu der Kanaille wollen wir marschieren. Nach Versailles, um den größten Verbrecher des neunzehnten Jahrhunderts aus seinem Räuberneſt zu vertreiben. Nach Versailles, um die ganze Räuberbande unter die Guillotine zu schleifen.

Trublot. Nach Versailles zu der Kanaille.

Bottes. Wir wollen ihm die Bude zerstören.

Varlin. Hoch die Solidarität! Hoch die Humanität!

Der alte Dufour. Wir Arbeiter sind immer für die Humanität. Wir wollen ja nichts als ein wenig Freiheit und ein Stück Brot für ehrliche Arbeit, aber die großen Herren in Versailles haben harte Herzen und gönnen uns nicht ein bißchen Glück. Ich mache schon zum drittenmal den Kampf für die Freiheit mit, aber diesmal sollen uns die Herren nicht unterkriegen. Alle müssen wir in die Legionen der Nationalgarde eintreten und auf die Forts ziehen. Ich möchte gleich mitziehen, wenn ich nicht für meine Tochter zu sorgen hätte, meine kleine Rose.

Robineau. Wenn Sie einverstanden sind, nehme ich Ihr Kind zu mir.

Dufour. Ich danke Ihnen, Bürger Robineau, Sie machen es mir dadurch möglich, gegen die Versailler zu kämpfen. Meine beiden Buben gehen voran.

Robineau. Die Familie Dufour ist immer voran, wenn es zu kämpfen gilt für eine gute Sache.

Dufour. Ich trete ein in die Legion der Rächer von Paris. Und du, François?

François. Ich gehe zu der Legion der „Verlorenen Kinder“.

Dufour. Und du, Camille?

Camille. Ich gehe mit François zu den „Verlorenen Kindern“, Vater.

Viele Stimmen. Wir treten alle ein in die Legionen.

Camille. Und du, Bürger Trublot, welche Legion wählst du?

Trublot. Ich? Wahrhaftig, ich weiß es noch nicht.

Camille. Komm zu den „Verlorenen Kindern“.

Trublot. Weißt du, ich zieh' es vor, außerhalb der Legionen zu bleiben. Ich eigne mich besser zum Kampf mit dem Mund.

Bottes. Das ist auch mein Fall. Es können nicht alle mit Waffen kämpfen. Wir stellen unsere Zungen in den Dienst der Freiheit.

Trublot. Wir wollen für die Nationalgarde werben. Ganze Armeen werden wir auf die Beine bringen, so wahr ich vor dir stehe. Aber vorerst müssen wir das Haus des Granatenkönigs besuchen. Dieses Haus, wie schaut es aus? Verstehst du? (Alle ziehen ab.)



Zweiter Auftritt.

Monteau, Tony Moilin, Robineau, Frankel, Varlin
(die zurückgeblieben sind).

Varlin. Sie kommen mir glücklich in den Wurf, Bürger Moilin.

Moilin. Ich? Bitte, was wünschen Sie von mir, Bürger Varlin?

Varlin. Der Wohlfahrtsausschuß hat Sie zum Maire des sechsten Bezirkes ernannt. Sie müssen das Amt noch heute übernehmen. Bürger Monteau vom Generalstab des Bezirkes wird Ihnen militärische Assistenz beistellen.

Moilin. Offen gestanden, mir wäre es lieber, wenn die Wahl auf einen anderen fiele.

Frankel. Für diesen Intelligenzbezirk sind Sie der bestgeeignete Mann.

Moilin. Das ist sehr schmeichelhaft für mich, aber . . .

Monteau. Sie dürfen dieses Ehrenamt nicht ablehnen.

Moilin. Ich habe mich der Pflicht nie entzogen, aber als Mediziner kann ich doch besser wirken, glaube ich.

Varlin. Der Wohlfahrtsausschuß hat das alles erwogen und trotzdem Sie für das Amt ausersehen.

Moilin. Wenn es sein muß, will ich mich nicht länger weigern. Hoffentlich findet sich bald jemand, der mich ablöst.

Monteau. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer neuen Würde. Es freut mich sehr, mit Ihnen im Bezirke arbeiten zu dürfen. Meine Legion steht Ihnen zur Verfügung.

Moilin. Ich werde mich bemühen, ein guter Maire zu sein.

Varlin. Und Sie, Bürger Robineau, wollen Sie nicht auch ein Amt übernehmen? Als Freimaurer standen Sie seit jeher weit links, solche Männer braucht die Kommune.

Robineau. Ich habe bereits mein Amt.

Monteau. Welches, wenn ich fragen darf?

Robineau. Des Vermittlers zwischen Paris und Versailles, wir wollen beide versöhnen.

Monteau. Sie werden kein Glück haben.

Robineau. Sind Sie Prophet?

Monteau. Man muß nicht Prophet sein, um zu sehen, daß zwischen Paris und Versailles eine Versöhnung unmöglich geworden ist.

Frankel. Zwei Welten kämpfen um den Sieg und um die Macht. Wie wollen Sie da eine Versöhnung herbeiführen?

Robineau. Wir werden an die Vernunft beider Teile appellieren.

Moilin. Allen Respekt vor der Vernunft, aber in solchen Konflikten entscheidet die größere Gewalt, und die ist zum Glück für Frankreich in Paris.

Robineau. Sie überschätzen Paris und unterschätzen Versailles, an dessen Spitze ein Mann von der Bedeutung Thiers' steht.

Monteau. Thiers ist ein hilfloser Greis, durch seine schleunige Flucht aus Paris hat er sich um jedes Ansehen gebracht.

Robineau. Mein lieber Baron, Sie befinden sich in einem großen Irrtum. Hinter Thiers steht das gesamte konservative Frankreich. Von der Tatkraft dieses 75jährigen Greises werden wahre Wunder erzählt.

Varlin. Sie gehören also auch zu seinen Bewunderern?

Robineau. Durchaus nicht, aber er gilt allgemein als der größte Staatsmann, über den Frankreich gegenwärtig verfügt.

Monteau. Dieser Staatsmann scheint deshalb so groß, weil alle um ihn herum gar so klein sind; er versteht es ausgezeichnet, sich mit Nullen zu umgeben.

Robineau. Mag sein. Aber sehen Sie nicht ein, daß unter den gegebenen Umständen Thiers der einzige Mann ist, der Frankreich retten kann?

Moilin. Wie gut er das kann, das hat er ja durch die Preisgebung von Elsaß-Lothringen bewiesen.

Robineau. Elsaß-Lothringen waren nicht zu retten. Sie übersehen die ungeheuren Schwierigkeiten, die nach Sedan zu überwinden waren; er hatte mit einem siegreichen Feind zu unterhandeln, wer an seiner Stelle hätte mehr erreicht? Welches Ansehen er selbst bei dem Herrn von Bismarck genießt, ersieht man daraus, daß er ihm 120.000 Mann von den in Preußen gefangenen Truppen freigegeben hat.

Monteau. Woher wissen Sie das?

Robineau. Das pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Mannschaften sind bereits in Versailles konsigniert, um auf Paris losgelassen zu werden.

Monteau. Und Sie glauben, daß die Truppen auf Paris losgehen werden?

Robineau. Was soll sie davon abhalten?

Monteau. Ich glaube es nicht. Uebrigens wird Herr Thiers mit dieser Truppenanzahl nichts ausrichten. Paris mit seiner Nationalgarde ist unbesiegbar.

Robineau. Ich bin nicht so optimistisch. Uebrigens will ich kein Amt übernehmen, weil ich mit der Politik der Kommune nicht einverstanden bin.

Varlin. Was haben Sie an unserer Politik auszusetzen?

Robineau. Die Einziehung der Geiseln halte ich für einen großen Fehler. Sie vertiefen dadurch die Kluft zwischen Paris und Versailles.

Varlin. Wir haben kein anderes Mittel, das Leben unserer gefangenen Föderierten zu schützen.

Robineau. Ich fürchte, Herr Thiers wird sich durch das Schicksal der Geiseln in seiner Politik nicht beirren lassen, Herr Thiers ist nicht sentimental.

Frankel. Das Schicksal des Erzbischofs von Paris wird ihm doch nicht gleichgültig sein!

Robineau. Sind Sie dessen so sicher? Ich nicht.

Varlin. Wenn Thiers den Erzbischof preisgibt, fordert er alle frommen Katholiken von Frankreich heraus.

Robineau. Vergessen Sie nicht, daß diesem 75jährigen Greise die Welt mit allen ihren Schmerzen herzlich gleichgültig ist. Unbeirrt durch den Jammer und die Flüche der Menschen folgt er seinem eigenen Weg. Alte Leute pflegen starrköpfig zu sein. Bei Thiers gesellt sich zu der Starrköpfigkeit noch eine seltene Energie.

Frankel. Der Energie des Herrn Thiers steht die Energie der Pariser Kommune gegenüber. Die größte Energie muß übrigens erlahmen, wenn sie auf eine geschichtliche Notwendigkeit stößt.

Robineau. Entschuldigen Sie, aber ich sehe die geschichtliche Notwendigkeit der Kommune nicht ein.

Varlin. Die Tatsache, daß sie möglich geworden ist, spricht für ihre Notwendigkeit, sie ist die einzige Rettung aus der Fäulnis, in die wir geraten sind.

(Von der Ferne hört man den Massenruf der Legionen: „Hoch die Humanität, hoch die Solidarität!“)

Moilin. Hören Sie den Aufschrei eines mißhandelten Volkes? In diesem Rufe vereinigt sich der Schmerzensschrei von hundert Generationen.

Robineau. Man wird den Schmerzensschrei nach weiteren hundert Generationen wieder hören, verlassen Sie sich darauf.

Moilin. Sie sind ein unverbesserlicher Pessimist.

Robineau. Und Sie ein unverbesserlicher Optimist.

Varlin. Lassen Sie uns zuerst die Versailler unschädlich machen und festen Boden unter den Füßen gewinnen, dann sollen Sie mit der Politik der Kommune zufrieden sein.

Robineau. Meine besten Wünsche begleiten Sie auf Ihrem Wege.

Monteau. Es wird spät, wir müssen auf die Mairie, Doktor Moilin.

Moilin. Bitte, gehen wir.

Robineau. Sie, Doktor, lassen Sie sich von mir etwas sagen.

Moilin. Bitte, ich höre.

Robineau. Indem Sie das Amt übernehmen, begeben Sie sich in eine große Gefahr. Früher, als Sie ahnen, können Sie in eine Situation geraten, wo fremde Hilfe Ihnen not tut. Für diesen Fall soll Ihnen mein Haus eine Zufluchtstätte sein. Wenn die Dinge soweit gediehen sind, daß Sie sich in Ihren vier Wänden nicht mehr sicher fühlen, dann kommen Sie zu mir, wo Sie ein sicheres Asyl finden werden.

Moilin. Ich danke Ihnen, aber das wird nicht notwendig sein.

Robineau. Man kann nicht wissen.

Monteau. Und mir bieten Sie kein Asyl an?

Robineau. Auch Ihnen, wenn Sie es brauchen.

(Massenruf von der Ferne: „Hoch die Humanität, hoch die Solidarität!“ Alle außer Robineau, stimmen in den Ruf ein.)



Wohnung Tony Moilins.

Dritter Auftritt.

Renate, Marie, sodann Moilin und Monteau.

(Renate spielt auf dem Piano eine sentimentale Weise.)

Moilin. Du spielst eine düstere Weise, Renate. Dazu ist kein Grund mehr vorhanden.

Renate. Düster ist meine Stimmung, Tony. Seit Proklamierung der Kommune kommen wir aus der Trauer nicht heraus. Viele Söhne französischer Mütter sind schon gefallen,

wie viele werden noch fallen. Nach dem unglücklichen Kriege gegen die Deutschen jetzt der Bürgerkrieg, wo Franzosen gegen Franzosen mörderisch wüten.

Moilin. Aber die Dinge haben jetzt eine glückliche Wendung genommen. Als General Vinoy vorige Woche unsere gefangenen Kameraden erschießen ließ, dachte er nicht daran, daß er durch diese barbarische Tat ganz Paris herausfordert. Er und Herr Thiers glaubten, Paris dadurch einzuschüchtern, statt dessen haben sie den Kampfesmut des Volkes geweckt und die Ueberzeugung wachgerufen, daß die Solidarität aller freiheitsliebenden Männer Frankreichs notwendig geworden ist. Diese Solidarität hat sich heute bei dem großartigen Leichenbegängnis der erschossenen Gefangenen in glänzender Weise manifestiert. Das denkende Paris und das arbeitende Paris, die Wissenschaft und die Arbeit haben sich die Hände gereicht, denn beide erkannten, welche Gefahr ihnen droht. Es war eine überwältigende Demonstration, ich schätze mich glücklich, dabei gewesen zu sein.

Renate. Ich bewundere deinen Enthusiasmus; ach, wenn ich ihn mit dir teilen könnte!

Moilin. Freue dich mit mir, Renate, du hast Grund dazu. Der Wohlfahrtsausschuß hat mir eine große Auszeichnung zuteil werden lassen, er hat mich zum Maire des sechsten Bezirkes ernannt.

Renate. Darüber kann ich mich nicht freuen; im Gegenteil, ich bin betrübt.

Moilin. Betrübt, weshalb denn?

Renate. Weil du dich zu viel exponierst. Bis jetzt hast du als Arzt gewirkt und hast manchem Verwundeten das Leben gerettet. Du hast keinen Unterschied gemacht zwischen Soldaten der regulären Armee und den Föderierten. Nun begibst du dich ins offene Feld der Politik! Allen sichtbar, wirst du bald den Angriffen von Feind und Freund ausgesetzt sein. Ich bitte dich, Tony, lehne das Amt ab.

Moilin. Aber doch etwas mehr Mut, Renate.

Renate. Mut? Wenn dein Mut darin besteht, die Gefahren nicht zu meiden und den Tod nicht zu fürchten, so bin ich um kein Haar weniger mutig als Du. Auch ich fürchte den Tod nicht, was ich fürchte, ist das Leben ohne dich.

Moilin. Aber dazu ist doch gar kein Grund vorhanden.

Renate. O doch, doch! Bedenke, Tony, in welches Elend ich geraten würde, wenn dir etwas zustieße.

Moilin. Aber was bedeutet das Elend des einzelnen gegen das Elend der Masse. Gerade ich als Arzt kann dieses Elend beobachten. Endlich bietet sich uns Gelegenheit, allem Elend ein Ende zu machen, zum erstenmal

ist uns die Möglichkeit geboten, das Volk aus vieltausendjähriger Sklaverei zu befreien. Und angesichts dieser erlösenden Wendung in der Geschichte der menschlichen Entwicklung soll ich mich zurückziehen in meine vier Wände und nicht mithelfen bei dem großen Baue der Zukunft?

Renate. Glaubst Du, daß wir schon so weit sind?

Moilin. Ich bin davon überzeugt.

Renate. Ich nicht.

Monteau. Verzeihung, Madame, wenn ich ein Wort dreinzureden wage, auch ich bin davon überzeugt. Wer soll uns hindern, in Frankreich eine Ordnung einzuführen, die allen unseren Vorkämpfern als Ideal vorschwebte? Haben wir nicht die politische Gewalt in Händen? Die Nationalversammlung mit Thiers an der Spitze kann in Versailles nichts gegen Paris ausrichten. Alle wichtigen Aemter, alle Kreditmittel sind in unserem Besitze. In der Nationalgarde haben wir eine unüberwindliche Armee. Wir sind die Herren von Frankreich.

Renate. Ich fürchte, Versailles wird Kräfte sammeln, um Paris zu überfallen.

Monteau. Woher soll Versailles die Kräfte nehmen, Madame? Das Volk ist mit uns und die Trümmer der Armee sind unverläßlich.

Moilin. Erinnerst du dich denn nicht mehr der Jammergestalten von Soldaten, wie sie halbverhungert, barfüßig und in zerfetzter Montur daherkamen und froh waren, wenn die Pariserinnen ihnen etwas zu essen gaben? Mit diesen Leuten wird Herr Thiers Paris nicht bezwingen.

Renate. Aber es will meinem armen Frauengehirn nicht einleuchten, daß eine so große Tat die Rettung des Volkes aus tausendjähriger Sklaverei in der kurzen Zeit von wenigen Monaten möglich sein soll.

Moilin. Der Genius der Weltgeschichte hat jetzt Siebenmeilenstiefel an, meine liebe Renate. Wozu er sonst ein ganzes Jahrhundert braucht, vollzieht er jetzt in wenigen Wochen.

Marie. Verzeih Tony, ich glaube, du siehst die Dinge doch schöner, als sie in Wirklichkeit sind. Es macht auf mich den Eindruck, als würdet ihr alle träumen. Geh, laß die Mairie fahren.

Moilin. Marie, meine tapfere Schwester, du sprichst so? Wahrhaftig ich glaube zu träumen. Du mit deiner Vorliebe für das Außergewöhnliche willst mich zurückhalten?

Marie. Wir haben in der letzten Zeit so viel des Außergewöhnlichen erlebt, daß ich die größte Sehnsucht habe nach dem Gewöhnlichen, wo man nicht jeden Tag fürchten muß, unfreiwillig in das unbekannte Jenseits expediert zu werden.

Geh, Tony, bleib bei uns, wir wollen unsere Kranken gemeinsam pflegen wie bisher, das ist gescheiter.

Moilin. Ich habe mein Wort gegeben und kann nicht mehr zurück.

Marie. Laß die dumme Politik, die beste Politik ist, keine Politik zu treiben.

Monteau. In Ihnen steckt ein Philosoph, Fräulein.

Marie. Wirklich? Dann suchen Sie sich einen anderen Maire und befreien Sie meinen Bruder von diesem Amt.

Monteau. Das ist nicht möglich. Ihr Bruder läuft übrigens keine Gefahr, ich garantiere Ihnen, Fräulein.

Marie. Und wer garantiert uns für Sie, Herr Baron?

Monteau. Nicht Herr Baron, nennen Sie mich ganz kurz: Bürger Monteau. In der Kommune gibt es keine Barone und keine Grafen, nur Bürger.

Marie. Aber die anderen Barone und Grafen werden auf ihre Titel nicht verzichten.

Monteau. Die zählen nicht, wir werden sie alle zu Herrn von Bismarck expedieren. Wir müssen Frankreich von diesen Leuten säubern. Schon deshalb müssen Sie Ihren Bruder das Amt antreten lassen.

Renate. Muß es heute sein?

Marie. Verschieben wir es auf morgen, Bürger Monteau.

Moilin. Das ist unmöglich.

Monteau. Es muß heute sein, mein allerliebstes Fräulein. Lassen Sie uns zuerst Paris befreien, dann werden wir alle glücklich sein. Sind wir so weit, werde ich mir die Freiheit nehmen, um Ihr kleines zartes Händchen anzuhalten; ich hoffe, Sie werden nicht Nein sagen.

Marie. Mir ist so schwer ums Herz, daß ich nichts sagen kann.

Moilin. Habet keine Angst, meine Lieben, und freut euch, daß uns gegönnt ist, in einer so großen Zeit zu leben. Frankreich und mit ihm Europa gehen einer glücklichen Zukunft entgegen. (Beide ab.)

Renate. Mir ist, als wäre das der erste Schritt zu unserem Verderben.

(Der Vorhang fällt.)



Zweiter Akt.

Im Königsschlosse zu Versailles. Arbeitszimmer des Chefs der exekutiven Gewalt.

Erster Auftritt.

Jean und **Pierre** (mit dem Aufräumen beschäftigt).

Jean. Dieser Mist.

Pierre. Es waren gestern wenigstens 50 Personen beim Alten. 100 Füße bringen einen anständigen Mist zusammen.

Jean. Heute können es 400 Füße werden. Dieser Andrang.

Pierre. Es muß etwas Besonderes vorgehen.

Jean. Das will ich glauben, heute soll ja eine Versöhnung zwischen Versailles und Paris gemacht werden.

Pierre. Eine Versöhnung? Aha, dann werden wir also zurückkehren dürfen nach Paris.

Jean. Dürfen tun wir auch jetzt, aber wir tun nicht können.

Pierre. Das ist das Dumme, daß man etwas tun darf, was man nicht tun kann. Ich darf zum Beispiel durchs Fenster hinausspringen, aber mein guter Gott, kann ich es? Geradeso verhält es sich mit der Rückkehr nach Paris. Nicht wahr?

Jean. Das stimmt.

Pierre. Und glaubst Du, werden sie sich versöhnen?

Jean. Das glaube ich nicht. Eher läßt sich der Alte die dritthalb Zähne, die er noch hat, reißen, als daß er sich mit den Kommunarden versöhnt. (Wichtig.) Mit Rebellen versöhnt man sich nicht, man muß sie zertreten.

Pierre. Wirklich? Du bist doch ein gescheiter Mensch.

Jean. Gewiß bin ich gescheit, so gescheit wie ein Staatsmann. Ich bin zwanzig Jahre im Hause und habe manches erlebt. Der Diener eines Staatsmannes wird mit der Zeit auch Staatsmann.

Pierre. Wirklich?

Jean. Gewiß. Manche Audienzkamele da draußen hielten mich oft schon für den Herrn Thiers und machten vor mir eine tiefe Verbeugung. So!

Pierre. Na, etwas Aehnliches habt ihr schon miteinander; das macht, daß ihr beide euch den Schnurrbart rasieren laßt.

Jean. Auch sonst; das verstehst du nicht. Welcher Unterschied besteht denn eigentlich zwischen mir und ihm? Beide sind wir in der Politik ergraut und beide haben wir die Gicht. Aber aus seiner Gicht machen die Zeitungen eine Staatsaffäre, während nach meiner Gicht kein Hund fragt.

Pierre. Das finde ich auch begreiflich. Die Gicht des Herrn Thiers schmerzt nicht nur ihn, sondern sozusagen ganz Frankreich, weil er doch das Staatshaupt ist.

Jean. Wie lange ist er es? Seit Sedan! Unter dem Kaiserreich kümmerte sich niemand um Herrn Thiers. Erst als Napoleon kipatulierte, das heißt kapitulierte und niemand da war, der Frankreich regieren wollte, wandte man sich an uns. In 26 Wahlkreisen wurde er gewählt. Warum wurde ich nicht gewählt?

Pierre. Warum?

Jean. Weil ich ein Pechvogel bin und weil niemand weiß, daß ich ein staatsmännischer Kopf bin.

Pierre. Pst! er kommt.

Jean. Ja, er kommt, der Schimpfbruder. Paß auf, gleich wird er schimpfen.



Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Herr Thiers, sodann **St. Hilaire.**

Thiers (auf einen Stock gestützt). Jean, gib mir die Decke um. (Jean hüllt die Beine Thiers in eine Decke ein.) Nicht so stark drücken, du Esel, du! Du weißt doch, wie empfindlich mein linkes Bein ist. So alt und doch so dumm. — Ich lass' den Herrn Sekretär bitten. (Pierre geht ab, Jean bleibt bei der Tür stehen.)

St. Hilaire (kommt mit Akten). Guten Tag, Herr Präsident!

Thiers. Guten Tag, mein lieber St. Hilaire.

St. Hilaire (freudig). Gute Nachrichten aus Paris, Exzellenz! Die Rebellen sind am besten Wege, sich zu zerfleischen.

Thiers (freudig erregt). Sind wir schon so weit! Na sehen Sie, sagte ich es nicht im voraus, daß die Kommunarden sich

gegenseitig umbringen werden? Wir werden nur die Begräbniskosten zu zahlen haben.

St. Hilaire. Wahrhaftig, das sagten Sie wiederholt.

Thiers. Und so ist es gekommen. Aber daß meine Prophezeiung sich so schnell erfüllen wird, das hätte ich nicht gedacht.

St. Hilaire. Wir müssen dementsprechend unsere weitere Taktik einrichten. Sie werden heute einige sehr wichtige Besuche erhalten. Es wünscht empfangen zu werden eine Delegation der Versöhnungsliga, die sich's nicht nehmen lassen will, Versailles und Paris zu versöhnen.

Thiers. Was sind das für Leute?

St. Hilaire. Mein Gott, es sind zwei alte Herren, die als Freimaurer es für ihre Pflicht erachten, überall, wo Krieg geführt wird, Frieden zu stiften.

Thiers. Wir werden die Herren anhören, wir dürfen aber bei ihnen keine Illusionen wachrufen. Wir müssen ihnen begreiflich machen, daß man mit Rebellen nicht unterhandelt wie mit einer legitimen kriegführenden Macht; man muß sie zertreten.

St. Hilaire. Das ist auch meine Ansicht. Ferner wünscht empfangen zu werden Abbé Lagarde, Generalvikar des Erzbischofs von Paris, den die Rebellen als Geisel eingezogen haben. Der Abbé will Ihnen die Bitte unterbreiten, daß Sie in einen Austausch des Erzbischofs gegen den inhaftierten Verschwörer August Blanqui einwilligen.

Thiers. Unsinn. Auf einen solchen Tauschhandel können wir unter gar keinen Umständen eingehen. Das könnte die Rebellen ermutigen, sich der noch in Paris anwesenden ehrenhaften Männer zu bemächtigen. Was geht uns der Erzbischof an? Ich habe seinen Brief bis heute nicht beantwortet; darin macht er mir denselben Vorschlag. Direkt ablehnen können wir ihn nicht, es ist darum das klügste, wir schweigen oder wir antworten ausweichend.

St. Hilaire. Das ist auch meine Ansicht. Blanqui, der alte Verschwörer, übt auf die Masse eine suggestive Gewalt aus, wir können auf den Tausch nicht eingehen.

Thiers. Blanqui muß in Haft bleiben, die Rebellen dürfen nicht einmal erfahren, in welchem Gefängnis er interniert ist. Der Erzbischof ist ein sehr würdiger Mann, aber der verhaftete Erzbischof schadet uns weniger als der enthaftete Blanqui.

St. Hilaire (achselzuckend). Schade um den Erzbischof, aber wir leben im Bürgerkriege. — Bevor wir diese Herren empfangen, werden wir uns zuerst über den Stand der Dinge in Paris informieren. Ich habe zu diesem Zwecke zwei unserer Vertrauten eingeladen, heute hier zu erscheinen, es sind das

Baron Monteau und Marquis de Ploeuc, Gouverneur der Bank von Frankreich. Baron Monteau hat es verstanden, sich das Vertrauen der Kommunarden zu erwerben, und leistet uns die besten Dienste, De Ploeuc ist ein opferfreudiger Patriot, der uns die Mittel der Bank zur Verfügung stellt.

Thiers. Wir empfangen zuerst die beiden Herren.



Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Baron Monteau.

St. Hilaire hat zuerst Jean einige Weisungen gegeben. Jean macht die Tür eines Nebenzimmers auf und läßt Baron Monteau eintreten.

Jean. Baron Monteau!

Monteau. Exzellenz, Sie haben mich nach Versailles befohlen, hier bin ich. (Er nimmt den falschen Bart ab.)

Thiers. Jetzt erkenne ich Sie. Es freut mich, daß Sie meinem Rufe so rasch gefolgt sind.

Monteau. Es waren dabei einige Schwierigkeiten zu überwinden. Meine Stellung als Chef des Generalstabes der Föderierten im sechsten Arrondissement erheischt besondere Vorsicht, wenn ich nicht Verdacht erwecken soll.

Thiers. Das weiß ich. Nicht Neugier war es, die mich veranlaßte, Sie nach Versailles zu laden, es war unbedingt notwendig. Bevor wir den letzten Streich gegen die Kommunarden führen, müssen wir über den Stand der Dinge in Par s ganz genau informiert sein. Sie, Herr Baron, sind der Mann, der uns die nötige Information geben kann.

Monteau. Ich fühle mich durch dieses Vertrauen sehr geschmeichelt, Herr Präsident.

Thiers. Wie schaut es also aus in Paris?

Monteau. Jetzt wieder gut. Einen Augenblick war die Situation sehr bedrohlich. Das war, als einige gefangene Föderierte füsiliert wurden. Ganz Paris mit wenigen Ausnahmen war empört gegen Versailles. Alle Schichten der Bevölkerung waren von einem Fraternitätsrausch ergriffen. Bürger und Arbeiter, Gelehrte und Künstler wetteiferten in der Todesverachtung. Die Verstärkungen für die Forts wurden spielend leicht aufgebracht. Unter Trommelwirbel und begeisterten Hochrufen auf die Humanität und Solidarität zogen die Legionen hinaus in die Laufgräben von Issy, Vanve und

Montrouge, keine Mühen und Strapazen fürchtend. Viele dieser Leute liegen in den Kasematten von Issy als Leichen. Das ist jetzt anders geworden. Jetzt hat die Sache den Reiz der Neuheit verloren und die Begeisterung hat sich so stark abgekühlt, daß Verstärkungen für die Forts nur schwer aufzutreiben sind. Seit das Leben der Gefangenen geschont wird, ist die öffentliche Entrüstung gewichen und die ursprünglichen Gegensätze im Rate der Kommune machen sich wieder geltend.

Thiers. Das ist sehr erfreulich, und glauben Sie, daß die Gegensätze anhalten werden?

Monteau. Sie werden sich immer mehr zuspitzen, wenn wir keine Fehler begehen.

Thiers. Als ich merkte, daß die Füsilierung der Gefangenen in Paris schlechten Eindruck machte, veranlaßte ich sofort die Einstellung dieser Prozedur.

Monteau. Das ist sehr zu begrüßen, sonst würden die Geiseln in die größte Gefahr geraten.

Thiers. Das dachte ich auch.

Monteau. Die Zerfahrenheit in der Kommune macht täglich Fortschritte und das gegenseitige Mißtrauen wächst. Wenn Versailles sie nicht durch eine neue Ungeschicklichkeit ablenkt, werden die Zwistigkeiten zum völligen Zerfall führen.

Thiers. Worüber streiten sie, ist es ein prinzipieller oder ein persönlicher Streit, den sie führen?

Monteau. Jeder prinzipielle Streit artet bald in einen persönlichen Streit aus. Eine Meinungsverschiedenheit schlägt leicht in Feindseligkeit um. Das trifft besonders bei Leuten zu, die unter der Last der Verantwortung schier zusammenbrechen und die nicht naiv genug sind, um nicht zu sehen, daß sie dem Abgrund zueilen. Die Jakobiner machen die Blanquisten und die Blanquisten die Jakobiner für den Mißerfolg verantwortlich. Mitten zwischen beiden stehen die Anhänger der Internationale, die fortwährend zu vermitteln und zu beschwichtigen suchen, ohne viel Erfolg.

Thiers. Welche von diesen Gruppen halten Sie für die gefährlichste?

Monteau. Die Anhänger der Internationale. Es sind klare Köpfe, die wissen, was sie wollen und können.

Thiers. Die werden von dem Haupt der internationalen Verschwörung in London inspiriert.

Monteau. Es wird behauptet.

Thiers (macht sich Notizen).

Monteau. Für alle Fälle habe ich Ihnen eine Liste jener Personen zusammengestellt, die in der Kommune eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen. Wenn die Truppen in

Paris einrücken, wird es gut sein, sich zuerst dieser Personen zu bemächtigen.

Thiers (liest): Delescluse, Varlin, Jourde, Frankel, Dombrowski, Wroblewski, Pyat, Vermorel. — Ich danke Ihnen. Was halten Sie von Dombrowski?

Monteau. Er ist ein polnischer Abenteurer von angenehmen Manieren und übt auf die Föderierten einen großen Einfluß aus.

Thiers. Er hat uns schon viel zu schaffen gegeben. Wäre Dombrowski nicht, das Fort Issy, um das wir schon zehn Tage kämpfen, wäre heute schon in unserer Gewalt. Ist der Mann unzugänglich?

Monteau. Das ist schwer zu sagen, ich werde seine Unbestechlichkeit auf die Probe stellen lassen.

Thiers. Die Höhe des Betrages spielt dabei keine Rolle. (Liest in der Liste.) Dr. Tony Moilin; was ist's mit dem?

Monteau. Ein sehr geschickter Arzt, einer von jenen bürgerlichen Schwärmern, die das Elend abschaffen wollen. Er war eine Woche lang Maire des sechsten Arrondissements, legte aber dann die Würde ab und begnügt sich jetzt damit, die Verwundeten zu pflegen.

Thiers. Ich danke Ihnen, Herr Baron. Kehren Sie auf Ihren schwierigen und gefahrvollen Posten zurück und trachten Sie ihn zu halten, bis die Armee in Paris einrückt.

Monteau. Ich bin am Ende meiner Mittel, Herr Präsident.

Thiers. Der Herr Sekretär wird Ihnen 10.000 Francs anweisen.

Monteau. Ich danke, Herr Präsident, ich werde mein möglichstes tun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen.

Thiers. Frankreich wird sich Ihnen erkenntlich zeigen.

Monteau. Ich habe die Ehre, guten Tag zu wünschen, Herr Präsident. (Ab.)

Thiers. Adieu!



Vierter Auftritt.

Thiers, St. Hilaire De Ploeuc.

Jean (meldet). Marquis de Ploeuc, Gouverneur der Bank von Frankreich.

De Ploeuc (kommt durch die Seitentür und macht eine Verbeugung).

Thiers. Willkommen in Versailles, Herr Marquis!

De Ploeuc. Exzellenz, Sie haben den Wunsch geäußert, mich zu sprechen, ich bin glücklich, Ihrem Wunsche nachzukommen.

Thiers. Es freut mich sehr, Ihnen persönlich danken zu dürfen für Ihren Patriotismus.

De Ploeuc. Nicht mir gebührt der Dank, Exzellenz, sondern dem Herrn Baron Rothschild.

Thiers. Wie geht es dem Baron?

De Ploeuc. Er ist abgereist, er hielt es nicht länger aus in der Atmosphäre, die jetzt in Paris herrscht.

Thiers. Mittlerweile tragen Sie ganz allein die große Verantwortung für die Bank.

De Ploeuc. Ich kann die Verantwortung tragen, weil es uns gelungen ist, das Institut vor jeder Gefahr zu bewahren.

Thiers. Vor jeder Gefahr?

De Ploeuc. Ja! Die Bank wird von Föderierten bewacht, damit ihr nichts Schlimmes zustoße. Wir verfügen jetzt über Werte von etwas über drei Milliarden Francs, darunter einundeinhalb Milliarden Depots von 90.000 Depositären. Der Baron und ich verbrachten schlaflose Nächte, wir waren keine Stunde sicher, daß die Kommune nicht Besitz ergreife von der Bank und uns nicht als Geiseln einziehe, damit wir dem Erzbischof Darboy in Mazas Gesellschaft leisten. Um so größer war unsere Ueberraschung, eines schönen Tages von berufenem Munde zu erfahren, daß die Kommune gar nicht daran denke, die Rechte der Bank zu schmälern, und daß sie sich damit begnüge, einen Kredit in Anspruch zu nehmen, der ihr gestattet, die notwendigsten Ausgaben zu machen.

Thiers. Wie groß ist der Kredit, den Sie bis heute der Kommune gewährten?

De Ploeuc. Etwas über 16 Millionen Francs. In derselben Zeit haben wir der Regierung 120 Millionen Francs zur Verfügung gestellt.

Thiers. Für diese patriotische Tat wird sich Ihnen Frankreich dankbar zeigen. Ich bin überzeugt, daß Sie das gute Werk bis ans Ende führen werden.

De Ploeuc. Gewiß, Herr Präsident, die Bank von Frankreich steht der Regierung von Frankreich zur Verfügung.

Thiers. Ich danke Ihnen im Namen der Regierung und teile Ihnen mit, daß wir einen weiteren Kredit von 100 Millionen Francs beanspruchen.

De Ploeuc. Den gewähren wir der Regierung mit Vergnügen, was übrigens unsere Pflicht ist. Sie werden nur die Güte haben, zu bestätigen, daß die empfangenen Summen für Rechnung des Staates requiriert worden sind.

Thiers. Wie Sie wünschen.

De Ploeuc. Daß wir in der Lage sind, Ihnen zu dienen, verdanken wir einigen Kommunemitgliedern, die mit aller Energie dafür eintraten, daß das Vermögen der Bank intakt bleibe.

Thiers. Daran erkennen Sie die grenzenlose Ungeschicklichkeit und Naivität dieser Leute. Unter uns können wir ja offen sprechen. Wissen Sie, daß die Rebellen uns in die größte Verlegenheit bringen könnten? Wir würden gezwungen sein, unter den ungünstigsten Bedingungen eine Anleihe zu machen oder wir müßten die Befreiung von Paris den Deutschen überlassen. Welche demütigende Eventualität. Neulich schon ließ mich Herr von Bismarck wissen, daß er Klarheit darüber haben möchte, wer denn in Frankreich regiere, der von der Nationalversammlung gewählte Chef der exekutiven Gewalt oder der Präsident des Wohlfahrtsausschusses Felix Pyat.

De Ploeuc. Felix Pyat! Dieser Jakobiner ist nicht gefährlich.

Thiers. Jakobiner! Ha, ha, ha! Die Jakobiner der großen französischen Revolution würden Sie, Herr Marquis, keine 24 Stunden an der Spitze der Bank gelassen haben. Diesen Bissen würden sie sich nicht haben entgehen lassen, wie es ihre Epigonen von 1871 tun. Und diese Leute wollen Frankreich regieren?

De Ploeuc. Das ist eine sehr interessante Auffassung, Exzellenz. Geistreich wie immer.

Thiers. In zehn Tagen sehen wir uns in Paris, Herr Marquis. Solange, glaube ich, werden unsere Operationen dauern.

De Ploeuc. Unterschätzen Sie, Herr Präsident, die Kommune nicht!

Thiers. Weil ich sie nicht unterschätze, nehme ich zehn Tage an.

De Ploeuc. Also auf Wiedersehen in Paris!

Thiers. Auf Wiedersehen! Empfehlen Sie mich dem Baron Rothschild und zählen Sie auf den Dank des Vaterlandes.

De Ploeuc (ab).



Fünfter Auftritt.

Thiers, St. Hilaire, Abbé Lagarde.

Jean (meldet). Abbé Lagarde, Generalvikar Seiner Eminenz des Erzbischofs von Paris.

Lagarde. Gott segne Sie, Herr Präsident!

Thiers. Willkommen in Versailles, Hochwürden! Was führt Sie zu uns?

Lagarde. Ich komme in einer heiklen Mission, Herr Präsident.

Thiers. Wenn ich gut unterrichtet bin, so wurden Sie am 5. April mit dem Herrn Erzbischof von den Rebellen als Geisel in Mazas interniert. Wurden die Geiseln vielleicht freigelassen? Das würde ich als ein großes Glück ansehen.

Lagarde. Leider muß ich die Frage verneinen, niemand ist freigekommen, ich habe lediglich vom Rate der Kommune durch die Vermittlung des Gesandten der Vereinigten Staaten einen 24stündigen Urlaub erhalten, um Ihnen, Herr Präsident, einen Vorschlag, den Ihnen der Herr Erzbischof brieflich bereits mitteilte, persönlich zu unterbreiten.

Thiers. Seine Eminenz hätte mir brieflich einen Vorschlag gemacht? Ich entsinne mich nicht. Wissen Sie etwas davon, Herr Sekretär?

St. Hilaire. Wenn ich nicht irre, handelt es sich um einen Austausch des inhaftierten Verschwörers August Blanqui gegen Seine Eminenz den Erzbischof.

Lagarde. Ganz richtig. Ich kann Ihnen sogar das Geheimnis verraten, Exzellenz, daß, wie mir der Gesandte der Vereinigten Staaten versicherte, der Rat der Kommune bereit wäre, für Blanqui mehrere Geiseln freizugeben.

Thiers (nachdenklich). Jetzt entsinne ich mich des Briefes von seiner Eminenz. Ganz richtig. Der Austausch seiner Eminenz gegen den Verschwörer Blanqui. Entschuldigen Sie, Herr Abbé, daß ich den Brief bis heute nicht beantwortete. Die Ueberhäufung mit Arbeit ließ mich daran vergessen.

Lagarde. Darf ich nun hoffen, Herr Präsident, daß Sie auf den Vorschlag eingehen? Wird es mir gegönnt sein, dem heiligen Manne die freudige Botschaft zu überbringen?

Thiers. Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke, daß der hochwürdige Herr seiner Freiheit beraubt ist und daß er so viel Leid ertragen muß, aber Gott ist mein Zeuge, ich kann ihm augenblicklich nicht helfen.

Lagarde. Sie können nicht? Wer hindert Sie daran, Exzellenz?

Thiers. Die Nationalversammlung, Herr Abbé. Ich darf mit den Rebellen keine Gefangenen austauschen, das hieße die Rebellen als eine legitime kriegführende Macht anerkennen. Ueberdies kann ich einen Mann wie Blanqui jetzt nicht freigeben. Dieser Mann bedeutet für die Rebellen ein Programm, ja einen Kriegsplan.

Lagarde. Blanqui ist alt und krank, er kann nicht gefährlich werden. Vergessen Sie nicht, Herr Präsident, es

handelt sich um das Leben eines Mannes von der Bedeutung des Erzbischofs Darboy, der durch Ihre Schuld verhaftet wurde.

Thiers. Durch meine Schuld? Wie können Sie eine solche Behauptung aufstellen, Herr Abbé?

Lagarde. Ihre Generale ließen die gefangenen Föderierten und die Verwundeten füsilieren, die Antwort war die Einziehung der Geiseln.

Thiers. Sie wiederholen die Verleumdungen der Blätter der Kommune, und ich bin wirklich überrascht, daß ein so erleuchteter Prälat wie Euer Hochwürden sich zum Echo dieser Verleumdungen macht. Niemals haben sich unsere Soldaten an Gefangenen oder gar an Verwundeten vergriffen. Möglich, daß sie in der Hitze des Kampfes von ihren Waffen gegen die Mörder der Generale Lecompt und Thomas Gebrauch machten, aber nachdem der Kampf vorüber war, trat die Großmut des Nationalcharakters wieder in ihr Recht. Ich weise also, Euer Hochwürden, die Verleumdung zurück, die man Ihnen zugetragen hat.

Lagarde. Was ich Ihnen sagte, Exzellenz, ist die Meinung von ganz Paris.

Thiers. Sie wissen jetzt, daß es eine Verleumdung ist.

Lagarde. Was soll ich nun Seiner Eminenz sagen?

St. Hilaire. Kehren Sie denn zurück nach Paris?

Lagarde. Ich habe dem Herrn Erzbischof das Wort gegeben, daß ich binnen 24 Stunden wieder in Paris sein werde, jetzt sind es aber schon 48 Stunden, daß ich in Versailles bin, so lange mußte ich auf die Audienz warten.

Thiers. Bei dem großen Andrang muß ich manchen lieben Freund länger warten lassen, als mir genehm ist.

St. Hilaire. Wenn Sie, Hochwürden, nach Paris zurückkehren, werden Sie nichts erreichen, als daß Sie die in Gefahr schwebenden Häupter um eins vermehren, sonst nichts.

Lagarde (rasch einfallend). Raten Sie mir also, Herr Sekretär, in Versailles zu bleiben?

St. Hilaire. Das will ich nicht gesagt haben.

Lagarde. Halten Sie es für ratsam, daß ich heute noch nach Paris zurückkehre?

St. Hilaire. Für ratsam halte ich es keinesfalls.

Thiers. Das müssen wir ganz Ihrer Weisheit überlassen, Herr Abbé.

Lagarde. Ich werde Seiner Eminenz schreiben, daß meine Anwesenheit in Versailles sich noch als notwendig erweist. Vielleicht ist ein Austausch des Herrn Erzbischofs gegen Blanqui doch möglich.

Thiers. Vielleicht.

St. Hilaire. Vielleicht auch nicht.

Lagarde. Denken Sie darüber nach, Herr Präsident.

Thiers. Wir werden nachdenken.

Lagarde. Ich bitte sehr darum. Ich verbleibe vorläufig noch in Versailles. Adieu! (Ab.)

Thiers.
St. Hilaire. } Adieu!



Sechster Auftritt.

Thiers, St. Hilaire.

Thiers. Der hochwürdige Herr hat mehr Verstand als Mut.

St. Hilaire. Und mehr Mut als Mannesehre, sonst müßte er eilenden Fußes sich zum Erzbischof begeben. Der Mann liebt sein Leben.

Thiers. Wenn das Leben in Frage kommt, ist die Mannesehre der erste Ballast, den man wegwirft.

St. Hilaire. Der Abbé möchte, daß wir über den Austausch der Gefangenen noch nachdenken.

Thiers. Je länger wir darüber nachdenken, desto lieber wird es ihm sein. Weiter.



Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Robineau, Adam.

Jean (meldet) Die Delegierten der Freimaurer.

Robineau. Wir haben die Ehre, guten Tag zu wünschen, Herr Präsident!

Thiers (legt die Decke ab). Guten Tag, meine Herren!

Robineau. Die Vertreter der Freimaurer Frankreichs haben sich zu einer Versöhnungsliga konstituiert, in deren Namen wir Sie, Herr Präsident, bitten, uns in unseren Friedensbestrebungen zu unterstützen.

Thiers. Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, Sie sind auf dem richtigen Wege, meine Herren. Ich war immer ein Freund der Freimaurer, deren ersprießliches Wirken mir bekannt ist.

Robineau. Wir sind beglückt, diese schönen Worte aus Ihrem Munde zu hören, wenn sie auch mit der betrübenden Wirklichkeit in Widerspruch stehen. Seit drei Wochen hört draußen der Kanonendonner nicht auf. Genug des Blutes, genug der Tränen, Exzellenz. Ein Wort von Ihnen genügt, um Hunderten braven Staatsbürgern das Leben und ihren Angehörigen die Ernährer zu retten. Verhindern Sie, Exzellenz, daß Franzosen gegen Franzosen mörderischen Kampf führen. Gebieten Sie halt dem Bürgerkriege, damit die Zahl der Opfer nicht noch größer werde.

Thiers. Mir blutet das Herz, wenn ich an die vielen Opfer des Bürgerkrieges denke. Gott weiß, meine Schuld ist es nicht, eine Handvoll Aufwiegler und professionsmäßiger Hetzer hat das gute Volk von Paris irregeführt und jetzt müssen die Guten mit den Bösen dafür büßen.

Adam. Gestatten Sie, Exzellenz, die Einwendung: Die Bevölkerung einer großen Stadt läßt sich nicht irreführen.

Thiers. Wie sollen wir uns die Ausschreitungen der Pariser erklären? Bedenken Sie doch, während wir mit Herrn von Bismarck unterhandelten, fielen mir die Aufwiegler in den Rücken, weil wir uns nicht dazu hergeben wollten, einen Krieg fortzusetzen, der ganz aussichtslos war.

Robineau. Es war eine patriotische Aufwallung der Pariser Bevölkerung.

Thiers. Paris hat nicht das Monopol auf den Patriotismus, Frankreich außerhalb Paris ist ebenso patriotisch, trotzdem war es für die Beendigung des Krieges.

Robineau. Gerade deshalb ist Paris mißtrauisch geworden.

Thiers. Den Gegensatz zwischen Paris und Frankreich empfinde ich sehr stark, meine Herren.

Robineau. Sie können ihn mildern, Exzellenz.

Thiers. Glauben Sie?

Robineau. Durch den gegenseitigen Haß geblendet, sieht man den wahren Feind nicht mehr. Paris erblickt in Versailles und Versailles in Paris den Feind; der dritte, der sich freut, sind die Deutschen, die vergnügt zuschauen, wie Paris und Versailles sich gegenseitig zerfleischen. Exzellenz, wir dürfen nicht länger dem deutschen Feind das traurige Schauspiel des Bürgerkrieges bieten. Eine friedliche Auseinandersetzung zwischen der Regierung und der Kommune könnte manches Mißverständnis beseitigen und zum endgültigen Frieden führen.

Thiers. Auch ich möchte den Bürgerkrieg beendet wissen, das werden Sie mir wohl glauben. Nicht wahr?

Beide Freimaurer. Gewiß, Exzellenz.

Thiers. Obgleich ich nicht geneigt bin, die Rebellen als legitime kriegführende Macht anzuerkennen, werde ich mich einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen Paris und Versailles nicht widersetzen, wenn die Nationalgarde die Waffen abliefert, uns die Mörder der Generale Lecompt und Thomas übergibt und ruhig in ihre Wohnungen zurückkehrt.

Robineau. Wir werden, Herr Präsident, diese Bedingungen dem Rate der Kommune mitteilen, jedoch glaube ich schon jetzt sagen zu können, daß die Nationalgarde die Waffen so lange nicht abliefern wird, als nicht die Anerkennung der Republik durch Versailles gesichert ist.

Thiers. Ich bürge für den Bestand der Republik, solange ich an der Spitze der Regierung stehe. Ich habe die Leitung eines republikanischen Staates übernommen und ich erachte es als meine Pflicht, diese Staatsform zu erhalten. Ich halte übrigens eine monarchische Restauration jetzt für wenig opportun. Die Anarchie ist durch eine republikanische Regierung leichter zu bekämpfen als durch eine monarchische.

Robineau. Wie aber, Herr Präsident, wenn der Rat der Kommune auf die Bedingungen nicht eingeht?

Thiers (gereizt). Um so schlechter für Paris. Wir werden dann gezwungen sein, eine rasch, aber um so blutigere Operation durchzuführen. Dann aber wirdeauf Jahrzehnte hinaus Ordnung in Paris herrschen.

Adam. Wir sind es dem Andenken unserer Väter schuldig, das große Paris, für dessen Freiheit sie geblutet haben, anders zu behandeln.

Thiers (ungeduldig). Ach, lassen Sie mich mit den Kindereien unserer Väter!

Robineau. Exzellenz, gewähren Sie einen Waffenstillstand, damit wir Zeit gewinnen zur Unterhandlung.

Thiers. Darüber entscheide nicht ich, sondern der Herr Generalissimus.

Robineau. Wir danken, Herr Präsident, für die Auskunft, wir geben die Hoffnung auf den baldigen Frieden nicht auf. Die Bürgermeister sämtlicher Großstädte von Frankreich sind mit uns solidarisch.

Thiers. Setzen Sie Ihr Friedenswerk nur fort. Es ist ein gutes Werk.

Die Freimaurer (verbeugen sich und gehen ab).

Thiers. Adieu, meine Herren! (Zu St. Hilaire.) Das sind drei gefährliche Narren, die der konzentrierten Aufmerksamkeit der Polizei zu empfehlen sind.

Achter Auftritt.

Thiers, St. Hilaire, La Mure, De Flamme.

Jean (meldet). Die Herren Deputierten, Graf La Mure und Marquis De Flamme!

La Mure. Guten Tag, Herr Präsident!

Thiers. Ah, guten Tag, meine Herren! Es freut mich sehr, Sie bei mir zu sehen.

La Mure. Herr Präsident, wir erachten es für unsere Pflicht, Sie auf eine Strömung aufmerksam zu machen, die sich in der Nationalversammlung gegen Sie geltend macht.

Thiers. Eine Strömung gegen mich? Und was soll ich tun?

La Mure. Herr Präsident, die große Majorität der Nationalversammlung ist gegen jede Art von Friedensverhandlungen mit der sogenannten Versöhnungsliga der Freimaurer; sie ist besonders gegen die Fortsetzung der schleppenden Politik. Die Nationalversammlung verlangt, daß der Pariser Schande ein rasches Ende bereitet werden möge.

Thiers. So, so. Verlangen ist leicht, aber erlangen ist etwas schwieriger, namentlich wenn einige hunderttausend Menschen im Wege stehen. Etwas Geduld, meine Herren.

La Mure. Gerade das ist es ja, was die Nationalversammlung so abfällig kritisiert, die allzu große Geduld, die geübt wird.

Thiers. Meine Herren, ich bin ein altes Parapluie, auf das schon viele Regentropfen herabgefallen sind, ich kann eine Kritik ertragen.

La Mure. Exzellenz, beschleunigen Sie Ihre Maßnahmen und die Kritik wird sofort verstummen.

Thiers. Es gibt unkluge Köpfe unter Ihnen, die keine Geduld haben.

La Mure. Unkluge Köpfe?

Thiers. So sagte ich. Acht Tage noch und die Gefahr ist beseitigt. Die Situation wird dann Ihren Fähigkeiten und Ihrem Mut angepaßt sein.

La Mure. Exzellenz, weshalb diese Gereiztheit?

Thiers. Sie können mir doch nicht den Vorwurf machen, daß ich seit dem Ausbruch des Aufstandes gefaulenzt habe.

De Flamme. Gewiß nicht, Exzellenz.

Thiers (weinerlich). Mein Haus haben die Rebellen zerstört, meinen Namen haben sie proskribiert; ich habe eine schwere Last auf meine Schultern genommen, unter der ich schier zusammenbreche; ich trage eine große Verantwortung vor dem Lande und vor der Geschichte, statt daß man mich unterstützt, greift man mich an.

De Flamme. Aber Herr Präsident, wir bitten doch unsere Worte nicht mißzuverstehen, es ist nur eine leise Kritik, die wir mit der schuldigen Hochachtung an Ihrer Taktik uns zu üben erlauben. So glauben wir zum Beispiel, daß es ein Fehler war, am 18. März Paris zu verlassen, die Regierung hätte sofort alle Kräfte gegen das skrofulose Gesindel in Bewegung setzen sollen.

Thiers. Ja, ich weiß, die ganze Nationalversammlung war damals dafür, daß wir sofort gegen die Rebellen vorgehen, ich allein war dagegen. In aufregenden Episoden des politischen Lebens soll man sich in die Geschichte vertiefen und nach analogen Situationen suchen. Das tat ich am 18. März. Und was fand ich? Am 13. März 1848 triumphierte in Wien die Anarchie. Griff die österreichische Regierung etwa sofort ein, um die Anarchie zu zerschmettern? Mit nichten, meine Herren! Fürst Windischgrätz ließ die Anarchie sich austoben und als er sie reif fand für den Untergang, rückte er im Oktober in Wien ein. Er hatte leichtes Spiel. In wenigen Tagen waren Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Aehnlich war es in Berlin und nicht anders wird es in Paris sein, meine Herren.

De Flamme. Exzellenz, Ihre Logik ist großartig, ich bewundere Sie.

La Mure. An Ihrer Weisheit zweifelt niemand, Exzellenz, allein die Majorität ist der Meinung, daß wir über genug Infanterie, Kavallerie und Artillerie verfügen, um sofort in Paris einrücken zu können.

Thiers. Wie stehen Sie mit der Mathematik, Herr Graf?

La Mure (erstaun.). Weshalb die Frage, Herr Präsident?

Thiers. Ich wünsche auf diesem Umwege zu erfahren, wie es um Ihre strategischen Kenntnisse bestellt ist.

La Mure (verlegen). Exzellenz, die Frage klingt etwas sonderbar, aber offen gestanden, Mathematik war nie meine starke Seite, ich hatte nie Sinn für das Abstrakte.

Thiers. Und wie vertragen Sie sich mit der Historie?

La Mure. So, la la.

Thiers. Und mit der Geographie?

La Mure. Ich kenne mein Vaterland.

Thiers. Auch das Terrain zwischen Versailles und Paris?

La Mure. Nicht so gut wie das der Ardennen. Aber weshalb diese Fragen, Exzellenz?

Thiers. Die Strategie, mein teurer Graf, ist eine sehr komplizierte Wissenschaft, sie ist aufgebaut auf diesen drei Disziplinen, die ich mir einbilde zu beherrschen. Ich habe zwar erst in meinem fünfzigsten Lebensjahr Algebra gelernt, aber ich habe sie gelernt. Ich kann Ihnen nun autoritativ erklären,

Herr Graf, daß Infanterie, Kavallerie und Artillerie versagen, wenn mit diesen drei konkreten Mächten nicht die drei abstrakten Mächte: Mathematik, Historie und Geographie einträchtig zusammenwirken.

La Mure. Das sind alte Wahrheiten, Exzellenz.

Thiers. Die nicht genug oft wiederholt werden können. Wir bekommen im Leben die Wahrheit deshalb so selten zu hören, weil die allerwenigsten den Mut haben, sie zu sagen.

De Flamme. Das ist wahr, aber wo kämen wir hin, wenn jeder immer die Wahrheit sagen wollte.

La Mure. Der Nationalversammlung ist es bekannt, daß im Rate der Kommune die größte Uneinigkeit herrscht, diesen Umstand sollte sich die Regierung zunutze machen.

Thiers. Meine Herren, es sind in den letzten zwölf Monaten genug Fehler in Frankreich gemacht worden, hüten wir uns, neue zu begehen. Ein Fehlgriff und wir sind verloren. Glauben Sie nicht, Herr Marquis, daß die Kriegserklärung an Preußen ein Fehler war.

De Flamme (macht eine Gebärde der Verlegenheit).

Thiers. Im Juli vorigen Jahres war es, als die Kammer über die Kriegserklärung beriet. Ich war der einzige, der den Mut hatte, dagegen zu sprechen, weil ich wußte, daß wir nicht bereit waren; ich wußte es trotz der Versicherung des Marschalls Leboeuf, daß wir völlig kriegsbereit wären und daß kein Knopf fehle. Sie werden mir zugeben, meine Herren, daß nicht nur e i n Knopf, es fehlten mehrere Knöpfe, es fehlten auch einige Köpfe. Als ich damals gegen die Kriegserklärung sprach, da wurde ich von einer sich wütend gebärdenden Majorität niedergeschrien. Auch Sie waren unter den Schreienden, Herr Graf. Wenn Sie nun den Mut der Wahrheit haben, müssen Sie zugeben, daß es besser gewesen wäre, wenn die Kammer meinen Rat befolgt und den Krieg nicht erklärt hätte. Haben Sie mich verstanden, meine Herren?

De Flamme. Vollkommen, Exzellenz.

Thiers. Es wäre uns nicht nur der unglückliche Krieg, der Verlust von zwei blühenden Provinzen, sondern auch der Bürgerkrieg mit allem, was sich daran knüpft, erspart geblieben.

De Flamme. Das ist wahr, Exzellenz.

La Mure. Wir werden unseren Mandataren die Antwort überbringen. Und jetzt gestatten Sie, Herr Präsident, daß wir uns entfernen. (Ab.)

Thiers. Auf Wiedersehen, meine Herren! (Nach einer Pause.) Ich lass' die Herren Generale bitten.



Neunter Auftritt.

Thiers, St. Hilaire, General Vinoy, drei andere Generale.

Thiers. Guten Tag, meine Herren! Sie wissen, weshalb ich Sie zu mir bitten ließ. Die Situation ist für uns die allergünstigste. Unter den Rebellen herrscht die größte Zerfahrenheit. Diesen Umstand müssen wir ausnützen. Unser Plan ist einfach und klar, meine Herren. Der Herr Feldmarschall hat Ihnen bereits die Details bekanntgegeben. Das Fort Issy ist unserem konzentrierten Feuer ausgesetzt, jede Stunde kann es fallen. Die Rebellen haben bei dem Mangel aller strategischen Kenntnisse Mont Valerien nicht besetzt. Dieser glückliche Zufall setzt uns in die Lage, das ganze Terrain bis zu Port Maillot mit Granaten zu beschießen. Wenn unser Operationsplan genau eingehalten wird, müssen wir in wenigen Tagen in Paris einrücken. In allen eroberten Bezirken lassen Sie Standgerichte sich konstituieren, vor die die Rädelsführer und alle jene Leute zu stellen sind, die mit der Waffe in der Hand angetroffen werden. Die auf dieser Liste verzeichneten Personen sind unter allen Umständen den Standgerichten zu überliefern. (Uebergibt Vinoy eine Liste.) Die Operation wird blutig sein, aber sie ist notwendig.

Die Generale (stimmen beifällig zu).

Thiers. Ich lass' die Herren Regimentskommandanten bitten. (Der Raum füllt sich mit Stabsoffizieren. Säbelgerassel.)

Vinoy. Der Chef der exekutiven Gewalt lud Sie ein, meine Herren, um in diesem ernsten Augenblick einige Worte an Sie zu richten. Wir sind selbstverständlich gern bereit, die weisen Worte des weisesten Franzosen zu hören und zu beherzigen.

Alle. Wir hören, wir hören!

Thiers. Seien Sie mir herzlich gegrüßt, meine sehr verehrten Herren! Unsere gemeinsamen Anstrengungen zeitigten die schönsten Früchte, und der Herr der Heerscharen wird unsere Waffen segnen. (Zustimmung.) Es ist eine solide und pflichttreue Armee, über die wir verfügen. Es ist eine seelische Erquickung, diese gesitteten und liebenswürdigen Soldaten zu sehen. Ohne Widerspruch und Unwillen kampieren sie wochenlang in ihren Zelten. Aus einer entmutigten, demoralisierten und desorganisierten Truppe haben wir eine kampffreudige und gut disziplinierte Armee geschaffen. Mit solchen Truppen werden wir triumphierend in Paris einrücken und Frankreich seine Hauptstadt wiedergeben. (Die Offiziere klatschen Beifall.) Sie haben eine große und patriotische Aufgabe zu erfüllen, meine Herren. Auf Sie blickt nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa. Jawohl,

ganz Europa. Was, Wissen und Bildung, Autorität und Legalität sollen aufhören, die Welt zu regieren? Der ungebildete Barbar soll herrschen über den zivilisierten Mann, der Dumme soll dem Weisen befehlen?

Alle. Das darf nie geschehen!

Thiers. Ich weiß es, meine Herren, Sie werden das zu verhindern wissen und Sie sind bereit, es zu verhindern.

Alle. Wir sind bereit!

Thiers. Wohlan! Bevor Sie in die letzte Phase des Kampfes treten gegen die anmaßenden und verbrecherischen Rebellen, die zwei unserer besten Generale meuchlings ermordeten, drängt es mich, Ihnen den erhabenen Beruf des Soldaten ad oculos zu demonstrieren. Ich bin zwar kein Soldat, meine Herren, aber als Geschichtsforscher kenne ich seine Vergangenheit und Gegenwart und vielleicht auch seine Zukunft. (Zustimmung. Welcher Unterschied besteht zwischen dem anständigen Bürger und dem Soldaten, meine Herren? Mit dem Eintritt ins Mannesalter nimmt sich der anständige Bürger eine Lebensgefährtin, er wird Vater. Was ist nun sein Bestreben? Ich spreche vom anständigen Bürger. Er wird trachten, durch Arbeit und Emsigkeit, durch Fleiß und Tüchtigkeit einen gewissen Grad von Wohlstand zu erlangen, um so die Zukunft der Seinen zu sichern. Er strebt nach Wohlstand nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. An den Tod denkt der Bürger nicht, er macht sich darüber erst Gedanken, wenn ihn die Natur bereits ans Sterben mahnt. Ganz anders gestaltet sich das Leben des Soldaten. Wir heben die jungen Leute in den Dörfern aus und weisen ihnen die Kaserne zum ständigen Aufenthalt an. Sie haben keine Ahnung von dem Geiste unserer Erziehung, sie wissen nichts von Cäsar und Hannibal, nichts von Turenne und ebensowenig von den Condés. Diesen einfachen Söhnen des Volkes sagen wir, du wirst von nun ab nicht an dein eigen Wohl denken. Wenn die Notwendigkeit es erfordert, wirst du die Hitze von Afrika ertragen müssen oder die Kälte von Rußland. Du wirst dich hineinwerfen in die eisige Beresina. Ohne Hoffnung, die Armee zu retten, wirst du sterben, um ihre Ehre zu retten. (Händeklatschen der Offiziere.) Zum Lohne dafür wird die bürgerliche Gesellschaft deinen Mut bewundern, mit dem du unter deiner Fahne für das Vaterland zu sterben verstandst. (Händeklatschen der Offiziere.) Ist das das Leben eines Bürgers?

Die Offiziere. Nein, nein!

Thiers. Nein, meine verehrten Herren. Es ist ein großes, apartes Leben, es ist das Leben eines Soldaten, das die Gesellschaft einem Teil ihrer Söhne auferlegt. Große Entbehrungen ertragen, fast unerträgliche Leiden erdulden, immer

an den Tod denken, sich glücklich fühlen, wenn die Stunde der Gefahr schlägt, freudigen Herzens sich um die Führer und die Fahne sammeln, jauchzend triumphieren, wenn man gesiegt hat, sich über den Sieg freuen, als ob man persönlichen Vorteil davon hätte: Das ist das Leben des Soldaten. (Applaus der Offiziere und Deputierten.) Diese Worte wollte ich Ihnen sagen, sie kommen aus dem Herzen eines Patrioten und sie sind in die Herzen von Patrioten gedrungen. Ueberbringen Sie meine Worte unseren teuren Soldaten und führen Sie sie zum Siege gegen die verbrecherischen Rebellen. Und nun auf Wiedersehen in Paris!

Vinoy. Es lebe der Chef der exekutiven Gewalt!

Alle. Er lebe!

Thiers. Es lebe Autorität und Legalität!

Alle. Sie leben!

Vinoy. Nieder mit den Rebellen!

Alle. Nieder mit ihnen!



Zehnter Auftritt.

Thiers, St. Hilaire.

Thiers. Es fügt sich alles ausgezeichnet zum Verderben der Aufwiegler. Der Tanz kann beginnen.

(Der Vorhang fällt.)



Dritter Akt.

Im Stadthause zu Paris. Alter, unbequemer Sitzungssaal. Stürmisch bewegte Sitzung des Rates der Kommune. Minorität und Majorität stehen sich schroff gegenüber. Beslay führt den Vorsitz und schwingt wiederholt die Glocke.

Erster Auftritt.

Beslay, Ferré, Vermorel, Pyat, Varlin, Jourde, Frankel, Monteau, viele Räte der Kommune, ein Ordner.

Ferré. Es ist eure Schuld, daß Thiers heute noch in Versailles residiert.

Pyat. Eure Schuld ist es.

Vermorel. Ihr habt den Mont Valerien den Versaillern überlassen.

Pyat (Majorität). Es ist ebensogut auch eure Schuld.

Ferré. Hätten wir Mont Valerien, dürfte sich der Granatenkönig Thiers nicht gestatten, den Chef der exekutiven Gewalt zu spielen. Eure Leichtfertigkeit ist daran schuld.

Pyat. Es war ein unglücklicher Zufall.

Ferré. Es war Leichtsinn.

Vermorel. In eurer Einfalt schicktet ihr den Pfaffen Lagarde nach Versailles, damit er Thiers umstimme. Hahaha!

Ferré. Der Vogel ist aus dem Käfig, er kommt nicht wieder.

Pyat. Abbé Lagarde hat sein Ehrenwort gegeben, in längstens 24 Stunden zurückzukehren.

Vermorel. Es sind schon zehnmal 24 Stunden seitdem vergangen.

Beslay. Wir konnten nicht wissen, daß Abbé Lagarde den Erzbischof im Stich lassen wird.

Ferré. Das war doch vorauszusehen, Romantiker!

Pyat. Das konnten wir nicht voraussehen. Der Gesandte der Vereinigten Staaten drang in uns, den Abbé nach Ver=

sailles zu schicken, um einen Austausch der Geiseln gegen Blanqui zu vereinbaren. Wir waren überzeugt, daß Thiers die Gelegenheit benützen wird, den Erzbischof zu retten.

Vermorel. Romantiker! Thiers gibt 20 Bischöfe preis, wenn es ihm Vorteil bringt.

Ferré. Nur romantische Kindsköpfe von 1848 können so naiv sein!

Varlin. Wo soll denn diese Verbitterung hinführen?

Monteau. Ein Glück, daß der Granatenkönig in Versailles von alldem nichts weiß.

Pyat. Die Minorität muß sich der Majorität fügen.

Vermorel. Ja, wenn die Majorität gerecht ist.

Frankel. Eine Majorität ist nie gerecht.

Ferré. Ja, wenn an der Spitze der Majorität ein Felix Pyat steht.

Pyat. Du gehörst nach Mazas.

Vermorel. Und du ins Irrenhaus.

Ferré. Die Majorität soll sich anständig benehmen.

Pyat. Die Minorität soll bescheiden sein.

Varlin und Frankel. Ruhe! Ruhe! Bürger!



Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Delescluse.

Delescluse (erscheint mit einem Plakat in der Hand. Es tritt Ruhe ein. Seine Worte sind vom Husten oft unterbrochen; er hat eine rote Schärpe um die Taille). Im Rate der Kommune wird gestritten und gezankt in gewohnter Art, draußen auf den Forts aber verbluten unsere tapfersten Kämpfer. Vom Mont Valerien werden Neuilly und Passy unbarmherzig bombardiert, aber im Rate der Kommune wird gestritten und gezankt in gewohnter Art. Thiers wagt sich an unsere Generale heran, um sie durch Bestechung zu gewinnen, durch seine Agenten ließ er sogar Dombrowski eine Million Francs antragen, wenn er Paris verrät. Wäre Dombrowski so unehrlich, wie er ehrlich ist, die Versailler würden durch die offenen Tore schon längst in Paris eingerückt sein. Das alles kümmert den Rat der Kommune nicht, er streitet und zankt in gewohnter Art. (Hustet. Er entfaltet das Plakat.) Hier steht gedruckt: „Auf dem Fort Issy weht die Trikolore!“ Weiß der Wohlfahrtsausschuß etwas davon? Wer hat den Anschlag dieses Plakates angeordnet?

Vermorel. Der Wohlfahrtsausschuß soll antworten.

Pyat. Dem Wohlfahrtsausschuß ist nichts davon bekannt.

Delescluse. Dem Wohlfahrtsausschuß ist nichts bekannt. Das ist schnell gesagt, aber nicht ebenso schnell begriffen. Ein Wohlfahrtsausschuß, dem von der Gefährdung der Wohlfahrt nichts bekannt ist, erfüllt nicht seine Pflicht.

Pyat. Es scheint eine Mystifikation zu sein.

Delescluse. Und wenn es keine ist? Welche Maßregeln wird der Wohlfahrtsausschuß ergreifen, um Issy, den Schlüssel zum Ring der südlichen Forts, wieder in seine Gewalt zu bekommen?

Pyat. Wir erwarten den Bericht des Generals Dombrowski.

Delescluse. Der Wohlfahrtsausschuß ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Statt auf das Ganze seinen Blick zu richten, vertrödelt er seine Zeit mit unbedeutenden Dingen. Der Wohlfahrtsausschuß ist vernichtet, das Gewicht seines Namens erdrückt ihn; er ist dieses historischen Namens nicht würdig. Er muß verschwinden, ich sage, er muß verschwinden!

Minorität (applaudiert). Fort mit dem unfähigen Wohlfahrtsausschuß!

Pyat. Die Minorität hat zu schweigen.

Ferré. Der Wohlfahrtsausschuß hat zu verschwinden.

Pyat. Demagogen, Krakeeler! Ihr macht uns die Arbeit unmöglich!

Vermorel. Was habt ihr getan, um Issy zu halten?

Pyat. Alles, was wir konnten! Issy ist der Uebermacht erlegen.

Delescluse (nach längeren Versuchen, durch Zeichen mit beiden Händen den Rat zu beruhigen). Bürger, bemühen wir uns, die erregten Gemüter zu beruhigen. (Hustet.) Die Lage ist ernst. Wir haben das wichtigste Fort verloren, wir müssen einig sein. Nur durch die Einigkeit können wir den Fall von Issy wettmachen. (Hustet.)

Ein Bote. Bürger! Ich komme im Auftrage des Generals Dombrowski mit freudiger Botschaft: Das Fort Issy ist von den Föderierten wieder erobert worden!

Alle (applaudieren). Hoch die Humanität! Hoch die Solidarität!

Bote. Die Trikolore ist durch die rote Fahne ersetzt worden. Bei der Vertreibung der Versailler hat die Legion der „Verlorenen Kinder“ Wunder an Tapferkeit gewirkt. Die Legion ist fast aufgerieben, der General verlangt dringend Verstärkung.

Delescluse. Im Namen des Rates spreche ich dem General und der Legion der „Verlorenen Kinder“ unseren

Dank aus; sagen Sie dem General, daß wir für Verstärkung sorgen werden.

Bote. Ich danke, Bürger! (Ab.)

Delescluse. Unsere Aufgabe ist jetzt, Issy unter allen Umständen zu halten. Dem Kommandanten muß Verstärkung geschickt werden. Begeben Sie sich nach der Sitzung in Ihre Bezirke und sammeln Sie Streitkräfte.

Pyat. Ich beantrage, daß wir den Granatenkönig vogelfrei erklären.

Vermorel. Das ist ein Unsinn.

Ferré. Ich stelle den Antrag, daß wir die Bank von Frankreich konfiszieren.

Pyat. Ich bin dagegen. Wir brauchen nicht das Geld der Bourgeoisie.

Vermorel. Aber ihre Phrasen.

Pyat. Vermorel, nimm dich in acht!

Ordner. Zwei Abgesandte der Freimaurer wollen gehört werden.

Delescluse. Lassen Sie die Bürger eintreten.



Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Robineau und Adam.

Robineau. Der Bürgerkrieg hat bereits Tausenden Franzosen das Leben gekostet. Die Deutschen halten drei Viertel von der Peripherie der Stadt besetzt und schauen vergnügt dem blutigen Ringen zwischen Paris und Versailles zu. Wir dürfen nicht länger dem gemeinsamen Feind dieses traurige Schauspiel bieten. Als treue Söhne des Volkes und als Freimaurer erachten wir es für unsere Pflicht, dem möglich gewordenen Frieden zu dienen.

Rufe. Unter welchen Bedingungen?

Robineau. Auf unserer Friedensreise durch Frankreich kamen wir auch nach Versailles und bemühten uns, im Einverständnis mit dem Wohlfahrtsausschuß einen Waffenstillstand zu erwirken, an dem sich dann der endgültige Friede knüpfen soll.

Ferré. Unter welchen Bedingungen?

Varlin. Wie denkt Herr Thiers über den Frieden?

Adam. Herr Thiers ist zum Friedensschluß gern bereit, aber er stellt die Bedingung, daß die Föderierten vorerst die Waffen abliefern.

Alle. Hahaha!

Vermorel. Der Granatenkönig ist nicht dumm.

Ferré. So ein Gaukler.

Vermorel. Zuerst soll der Granatenkönig abrüsten.

Ferré. Das ist eine Arroganz, eine Ueberhebung.

Pyat. Wo nimmt der senile Zwerg den Mut her, uns solche verletzende Bedingungen zu stellen? Und wie können Sie es wagen, sie uns zu unterbreiten?

Robineau. Sie, Bürger Pyat, waren einer derjenigen, die am eifrigsten für Friedensunterhandlungen eintraten, ich bin erstaunt, daß Sie jetzt entrüstet sind, weil Herr Thiers harte Bedingungen stellt.

Vermorel. Pyat für den Frieden?

Ferré. Zur Abwechslung war er einmal für den Frieden.

Vermorel. Draußen ist er für den Frieden und hier predigt er den Krieg bis zum letzten Blutstropfen.

Pyat. Ich bin für den Frieden, aber unter ehrenhaften Bedingungen natürlich. (Bewegung und Zeichen des Unwillens im Rate der Kommune.)

Robineau. Wir versuchten Herrn Thiers begreiflich zu machen, daß seine Bedingungen sehr hart sind, aber vergebens. Da Versailles nicht nachgeben will, möge Paris nachgeben.

Rufe. Niemals, niemals!

Adam. Bürger! Sie haben durch Ihre Tatkraft der Regierung Respekt eingeflößt, zeigen Sie nun durch Mäßigung und Weisheit, daß Sie den Bürgerkrieg beenden wollen. Herr Thiers garantiert, daß, wenn die reguläre Armee in Paris einrückt, niemand außer den Mördern der beiden Generale Lecompt und Thomas zur Verantwortung gezogen werden wird.

Alle. Hahaha!

Ferré. Wie gnädig!

Delescluse. Niemand von uns weiß, wer die Generale ermordet hat; ihre Mörder stehen jedenfalls Thiers näher als uns. Der Pöbel hat die Generale ermordet.

Pyat. Das ist eine Beleidigung des Volkes, es gibt keinen Pöbel.

Delescluse. Das ist eine gefährliche Illusion und eine Demagogie, die wir Herrn Thiers überlassen sollten, dem Fälscher und Betrüger der Republik.

Adam. Wegen der Republik soll Paris nicht beunruhigt sein. Herr Thiers bürgt für ihren Bestand, solange er an der Spitze der Regierung steht.

Ferré. Das ist sehr schlau von dem Granatenkönig, der seit 14 Tagen Paris bombardiert. Wenn er der Republik den Hals umdrehen will, braucht er nur die Spitze der Regierung zu verlassen. Sehr schlau, Herr Granatenkönig!

Adam. Bürger, auf mich macht es den Eindruck, daß Herr Thiers es mit der Republik ehrlich meint.

Varlin. Jawohl, mit der Republik, wie er sie wünscht.

Ferré. Mit einem Krautjunker an der Spitze.

Robineau. Ich bitte die Bürger, die Dinge nicht schwärzer zu malen, als sie ohnehin sind. Ich bin mit der Politik des Herrn Thiers gewiß nicht einverstanden, aber daß er die Republik verraten könnte, glaube ich nicht.

Ferré. Aber wir glauben es, wir halten den Granatenkönig zu allem fähig. Ein Mensch, der Paris bombardieren läßt, kann auch die Republik verraten.

Varlin. Jedenfalls ist die Republik des Herrn Thiers nicht unsere Republik. Der Titel Republik macht ein unfreies Land nicht frei und das Frankreich des zweiten Kaiserreiches nicht zu einem glücklichen Frankreich. Wir wollen freie Söhne eines freien Landes sein, dessen Regierungsprinzip aufgebaut ist auf der Solidarität und Humanität.

Robineau. Sie bewegen sich, meine verehrten Bürger, mit großer Kühnheit auf schwindelnden Höhen. Steigen Sie herab auf den sicheren Boden nüchterner Erwägung. Die Stunde der sozialen Revolution hat noch nicht geschlagen. Ich rate Ihnen, den Weg der Evolution zu betreten.

Rufe. Ja, ja!

Andere Rufe. Nein, nein!

Ferré. Der Granatenkönig von Versailles soll sich zuerst von seinem Blutrausch ernüchtern.

Robineau. Durch Ihre Unversöhnlichkeit vertiefen Sie die Kluft zwischen Versailles und Paris. Ich sehe blutige Tage kommen.

Stimmen. Nein, nein!

Andere Stimmen. Ja, ja!

Jourde. Für das Blut, das schon geflossen ist und das noch fließen wird, sind nicht wir, sondern Versailles verantwortlich. Paris will weiter nichts als sein Selbstbestimmungsrecht. Sollte es im Kampfe um seine Freiheit und Autonomie abermals unterliegen, dann haben wir kein Interesse an dem Fortbestand dieser Stadt. Wie einst der polnische Reichsrat dem Zaren, so rufen wir Thiers zu: Die Herrschaft unserer Feinde erstrecke sich nur auf eine Einöde mehr.

Alle. So ist es! Bravo, Jourde!

Robineau. Wir Freimaurer haben alles getan, was in unseren Kräften liegt, um den Frieden herbeizuführen; wir sind vor persönlichen Opfern nicht zurückgeschreckt. Viele unserer Mitglieder sind bei den Wällen von Issy verwundet worden, als sie die Embleme der Versöhnung aufpflanzten. Da man nun weder in Paris noch in Versailles der Stimme der

Vernunft Gehör schenken will, so möge der Bürgerkrieg weiter wüten, bis die Natur selbst die rasenden Elemente zur Vernunft bringt.

Delescluse. Wir sind Ihnen für Ihren guten Willen dankbar, aber der beste Friede ist der, den man sich erkämpft. (Freimaurer ab.)

Pyat (aufspringend). Wie dürfen die Freimaurer es wagen, uns die freche Zumutung des Granatenkönigs vorzutragen? Ist das große Paris schon so tief gesunken, daß man seiner Vertretung ungestraft solche Vorschläge machen darf? Ich beantrage, daß der Professor und Advokat Adolf Thiers in den Anklagezustand versetzt wird.

Varlin. Ein solcher Antrag hat keinen praktischen Wert, weil wir ihn nicht ausführen können. Ebensogut könnte man den Antrag stellen, daß wir in Berlin einrücken oder daß wir Versailles vom Boden vertilgen.

Pyat. Da mein Antrag keine Beachtung findet, lege ich mein Mandat nieder; ich will nicht mitschuldig sein an euren Unterlassungen.

Rufe. Hierbleiben, wohin?!

Pyat. Meine Anwesenheit in Marseille ist notwendig.

Vermorel. Nicht mehr in Italien? Du wolltest doch Garibaldi besuchen.

Varlin. Wenn jeder, dessen Anträge nicht angenommen werden, gleich die Flinte ins Korn werfen wollte, der Rat der Kommune würde bald ausgespielt haben.

Frankel. Man darf seinen Posten nicht verlassen, wenn er ein gefährlicher und ehrenvoller ist.

Jourde. Ein Rücktritt unter diesen Umständen ist einem Verrat gleichzustellen.

Pyat (eingeschüchtert). Damit die Bürger meinen guten Willen sehen, erkläre ich, daß ich meine Demission zurückziehe.



Vierter Auftritt.

Der Rat der Kommune, Camille Dufour.

Ordner. Ein Bote von der Legion der „Verlorenen Kinder".

Dufour (in zerfetzten Kleidern und mit von Pulverdampf geschwärztem Antlitz). Bürger, ich bringe eine traurige Nachricht: Issy ist gefallen, wir haben es endgültig verloren. (Konsternation.)

Mehrere Stimmen. Also doch verloren!

Delescluse. Wie heißest du, mein Junge, und wer schickt dich her?

Dufour. Ich heiße Camille Dufour und bin einer von den wenigen Ueberlebenden von der Legion der „Verlorenen Kinder“. Den Wenigen gelang es, im letzten Augenblick durch die Katakomben zu flüchten.

Delescluse. Hast du Angehörige in Paris?

Dufour. Mein Vater diente bei der Legion der „Rächer von Paris“, er fiel vor 14 Tagen in den Laufgräben von Issy; mein älterer Bruder François wurde gestern, gerade als er die letzte Mitrailleuse abfeuerte, von einem Granatensplitter zu Tode getroffen. Meine Mutter starb im Dezember während der preußischen Belagerung. Von meiner Familie bin nur ich und meine kleine Schwester Rose übrig geblieben.

Delescluse. Wo ist deine Schwester?

Dufour. Der Freimaurer Robineau hat sie aus Mitleid zu sich genommen.

Delescluse. Konntet ihr das Fort nicht mehr halten?

Dufour. Nein, Bürger! Seit 14 Tagen erhielten wir keine Verstärkung mehr. Ueberdies waren uns Lebensmittel und Munition ausgegangen.

Pyat. Seit 14 Tagen keine Verstärkung, warum habt ihr das nicht gemeldet?

Dufour. Wir verlangten alle Tage Verstärkung, aber wir erhielten keine.

Ferré. Wo war denn der Wohlfahrtsausschuß?

Dufour. Es ging lustig zu droben auf Issy, meine lieben Bürger. Das Fort ist nur noch ein Trümmerhaufen. Die Wälle, die Bastionen und Kasematten sind zusammengeschossen und zerstört. Von den Eskarpen und Schießscharten sind nur noch winzige Spuren übrig. Und auf den Trümmern weht die Trikolore, der unsere rote Fahne heute früh endgültig weichen mußte. Zwanzigmal weggeschossen, pflanzten wir sie immer wieder auf, doch heute mußten wir sie im Stich lassen. 14 Tage und 14 Nächte waren wir von krepierenden Kartätschen und springenden Granaten umblitzt. Ein Geschoß folgte dem anderen, in immer kürzeren Abständen. Der Kanonendonner rollte unaufhörlich. Aber wir von der Legion der „Verlorenen Kinder“ ließen uns nicht entmutigen und ersetzten die getöteten Kameraden durch immer neue Kämpfer. Hui, wie die Kugeln pfiffen, meine lieben Bürger! Und die springenden Granaten! Wie sie sausten und wie sie zischten! Dzsch! Dzsch! Es war, als hätten alle bösen Geister der Hölle die Herrschaft über Frankreich angetreten. Die Zahl

unserer Toten wurde täglich größer. Wir trugen sie in die unteren Gänge des Forts und schlichteten sie dort auf. Viele der Schwerverwundeten mußten wir in den Gefängnisräumen ihrem Schicksale überlassen, weil der Arzt, am Ende seiner Kräfte angelangt, nicht mehr arbeiten konnte. Unter den Toten liegen auch mein Vater und mein Bruder. Trotzdem würden wir noch einmal den Feind vertrieben haben, wie wir das oft taten. Da wir aber keine Munition mehr hatten, mußten wir den immer zahlreicher werdenden Rothosen weichen.

Vermorel (zur Majorität). Das ist eure Schuld.

Pyat. Eure Schuld ist es; wir haben unsere Pflicht getan.

Vermorel. Wenn ihr eure Pflicht getan hättet, wäre es nicht so weit gekommen.

Rufe. Ruhe! Ruhe! Ruhe!

Dufour. Als wir, von allen Seiten eingeschlossen, keine Hilfe mehr sahen, gab der Kommandant den Befehl zum Rückzug. Durch die Katakomben kamen wir in die Stadt. Ich wollte weiter kämpfen, denn ich gehöre zu der Legion der „Verlorenen Kinder“, die sich ans Leben nicht klammern. Aber ich habe eine kleine Schwester, für die ich jetzt, da alle tot sind, sorgen muß. Mein Vater wollte sie zu einem großen gebildeten Fräulein erziehen; da er auf Issy gefallen ist, werde ich die Aufgabe übernehmen. Ich habe gesunde Knochen, kann den Hammer schwingen und werde arbeiten. Meine ganze Liebe gehört jetzt der armen Rose, meiner armen, verlassenen Rose. (Er wird infolge Erschöpfung ohnmächtig. Er wird gelabt und hinausgeführt.)

Delescluse. Die Helden dieses Krieges sind draußen in den Forts, nicht hier.

Ferré. Warum ist keine Verstärkung geschickt worden? Was hat der Wohlfahrtsausschuß gemacht?

Pyat. Wir können nicht jeden Tag neue Legionen schaffen, das Volk ist kampfesmüde.



Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, General Dombrowski.

Dombrowski (verwundet). Um Gotteswillen, Bürger, Verstärkung! Wir brauchen 10.000 Mann, wenn wir den Feind zurückdrängen sollen. Die Versailler rücken auf der ganzen Linie vor.

Ferré. Wie ist denn das möglich geworden? Im letzten Augenblick kommen Sie.

Pyat. Das ist sehr verdächtig.

Dombrowski. Ich werde verdächtigt! Sie halten mich für einen Verräter!

Viele Stimmen. Nein, nein!

Dombrowski. Bürger Pyat hat es soeben ausgesprochen.

Pyat. Das war nicht so gemeint.

Dombrowski. Niemand kann behaupten, daß ich mich dem Rate aufgedrängt habe. Als Pole, der das Unglück seines eigenen Landes erlebte, fühlte ich mich verpflichtet, meine strategischen Kenntnisse der unglücklichen Stadt Paris zur Verfügung zu stellen. Ich gestehe, es war auch der Egoismus des polnischen Emigranten dabei. Ich hoffte mit den heldenmütigen Legionen der Föderierten Frankreich durch Paris zu befreien und durch ein freies Frankreich dem polnischen Volke seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die Blüte meines Volkes schmachtet in den Gefängnissen Sibiriens, unsere Nationalbibliothek ist uns weggenommen worden; ich hoffte mit Hilfe Frankreichs Polen zu befreien. Leider scheint es, daß mein Wunsch nicht in Erfüllung gehen soll. Sollte aber Paris unterliegen, wie einst Polen unterlag, so werde ich zu sterben wissen, mein Leben gehört Paris.

Varlin. Sie haben unser Vertrauen.

Pyat. Niemand von uns mißtraut Ihnen.

Dombrowski. Ich danke Ihnen, Bürger. Es ist noch nichts verloren, wenn Sie mir Verstärkung geben.

Delescluse. Wir werden alles tun, um Ihnen die nötige Verstärkung zu schicken.

Dombrowski. Das werde ich den Legionen mitteilen. (Ab.)

Vermorel. Das Kriegswesen ist nicht in den richtigen Händen.

Mehrere Stimmen. Nein, nein!

Andere Stimmen. Ja, ja!

Ein Bote. Bürger, wir sind verraten. (Konsternation.) Die Versailler sind durch das Tor von Saint Cloud in Paris eingedrungen.

Alle (aufspringend). Verrat! Verrat! Verrat!

Delescluse. Noch ist nicht alles verloren, wenn wir unsere Pflicht erfüllen. Gehen wir in die Bezirke und organisieren wir den Widerstand. (Hustet.) Platz für das Volk. Die Arbeiter werden mit nackten Armen die Geschütze bedienen, das Volk ist unbesiegbar. Laßt die Sturmglocken

läuten, ich sage, laßt die Sturmglocken läuten. Wenn wir fallen, soll der Feind unser Leben teuer bezahlen. (Hustet.)

Pyat. Dieser Verrat soll dem Granatenkönig teuer zu stehen kommen. (Für sich.) Jetzt muß ich mich in Sicherheit bringen. (Ab.)

Varlin. Gehen wir in die Bezirke, organisieren wir die Verteidigung. (Alle stürmen hinaus.)

Monteau (rafft einige von den am Tisch liegenden Papieren zusammen und verbirgt sie in seinen Taschen.) Das ist der Anfang vom Ende. Das Ende vom Ende folgt bald. Ihr werdet Frankreich nicht regieren.

(Der Vorhang fällt.)



Vierter Akt.

Wohnung des Herrn Robineau.

Erster Auftritt.

Renate, Robineau.

Renate (in eleganter Frühjahrstoilette, kommt erschöpft herein und läßt sich, ohne etwas zu sagen, auf einen Sessel nieder. Man hört Sturmgeläute).

Robineau. Ah, Madame! Welche Ueberraschung! Was führt Sie zu mir?

Renate. O, Herr Robineau, früher, als ich befürchtete, muß ich um das Leben meines Mannes zittern. Mein Mann wird verfolgt, Herr Robineau, das Standgericht vom Palais Luxembourg läßt nach ihm fahnden.

Robineau. Das habe ich vorausgesehen.

Renate. Von tausend Gefahren umlauert, durchquerte ich Straßen und Plätze, um zu Ihnen zu gelangen, um bei Ihnen Hilfe zu suchen.

Robineau. Daran taten Sie wohl, Madame.

Renate. Herr Robineau, retten Sie meinen Mann.

Robineau. Was soll ich tun?

Renate. Gewähren Sie ihm Zuflucht in Ihrem Hause.

Robineau. Aber mit tausend Freuden, Madame, das versprach ich ihm ja. Wo ist Ihr Mann?

Renate. In wenigen Minuten wird er hier sein. Wir haben zur Vorsicht verschiedene Wege eingeschlagen. Viele Leute, denen er unbekannt ist, kennen mich, in meiner Gesellschaft könnte er darum leichter erkannt werden.

Robineau. Gewiß, Madame, gewiß.

Renate. Und wenn er erkannt wird, ist er verloren.

Robineau. Das befürchte ich auch; er sollte sich unkenntlich machen.

Renate. Ich bitte Sie, ihm das begreiflich zu machen, wenn er kommt. Sie sehen mich in dieser Toilette, Herr Robineau, die so wenig paßt zur großen Trauer unserer Stadt, aber ich habe diese Robe genommen, um die Späher, von denen es in den Straßen wimmelt, zu täuschen. Gewöhnliche bürgerliche Kleidung macht jetzt verdächtig.

Robineau. Das war sehr klug und vorsichtig von Ihnen, Madame.

Renate. Seit die Versailler in Paris eingedrungen sind, wird er gesucht. Zum Glück war er, als die Polizei ihn verhaften kam, nicht zu Hause und ich konnte ihn noch rechtzeitig verständigen, daß ihm Gefahr droht. Seitdem wiederholt die Polizei zwei- und auch dreimal in der Stunde ihre Besuche. In Begleitung eines Pöbelkonglomerates gefährlichster Gattung dringt ein Polizeibrigadier in die Wohnung, durchsucht alle Zimmer, um sich dann unter Drohungen zu entfernen. Wenn ich den Aufenthaltsort des Doktors nicht verraten werde, will er mich und die Marie verhaften und zum Standgericht ins Palais Luxembourg bringen. Doch glaube ich, sind das nur leere Drohungen.

Robineau. Wessen wird der Doktor angeklagt, daß man ihn so eifrig sucht?

Renate. Das sagt der Polizeibrigadier nicht; er weist nur eine Liste vor, auf der unter einer Menge von Namen auch der Name meines Mannes verzeichnet ist. Alle sind zum Standgericht ins Palais Luxembourg vorgeladen.



Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Tony Moilin.

Robineau. Da sind Sie ja! Guten Tag, Doktor!

Moilin. Guten Tag, Herr Robineau! Ich muß Ihre Gastfreundschaft, die Sie mir heute vor vier Wochen am Père-Lachaise anboten, in Anspruch nehmen. In meinen vier Wänden fühle ich mich nicht mehr sicher.

Renate. Herr Robineau ist in seiner nie versagenden Liebenswürdigkeit gern bereit, dir Zuflucht in seinem Hause zu gewähren.

Robineau. Mit tausend Freuden! Ich schätze mich glücklich, Ihnen gefällig sein zu dürfen. Bei mir sind Sie gut aufgehoben. Mir können die Versailler nichts anhaben.

Moilin. Daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich danke Ihnen. (Zu Renate.) Bist du schon lange hier?

Renate. Einige Minuten, ich mußte einen großen Umweg machen, um den gefährlichen Straßen auszuweichen.

Moilin. Das tat auch ich, Renate, aber die Straßen, die nicht gefährlich sind, werden immer weniger. Die Versailler rücken unablässig vor, bald werden sie ganz Paris in ihrer Gewalt haben.

Robineau. In unserem Viertel werden sich die Dinge gemütlicher abspielen, weil die Versailler hier keinen Widerstand finden werden.

Moilin. Sie morden überall, wohin sie kommen.

Robineau. Ich habe mit meinem Pessimismus recht behalten.

Moilin. Leider.

Robineau. Daß es so weit kommen mußte, das tut einem alten Freimaurer weh.

Moilin. Ich befinde mich in einem argen Dilemma.

Robineau. Weshalb?

Moilin. Auf der einen Seite meine Frau, die mich um jeden Preis in Sicherheit wissen möchte, auf der anderen Seite die Mahnungen meines Gewissens, daß ich im Kampfe der Freunde gegen die Versailler doch nicht untätig bleiben sollte.

Robineau. An Ihrem Pflichtgefühl zweifelt niemand, allein die Situation ist eine solche, daß Sie nichts tun können.

Moilin. Weshalb? Ich brauche nur in die Straße herabzusteigen und so zu tun wie die anderen.

Renate. Das wäre Selbstmord.

Robineau. Ganz richtig.

Moilin. Aber warum soll gerade ich dem Kampfe fernbleiben und nur an meine Sicherheit denken, warum gerade ich?

Renate. Das tun gar viele. Und dann, verzeihe, was soll denn aus mir werden, wenn du im Straßenkampfe fällst. Mein Los geht dir nicht nahe. (Sie weint.)

Moilin. Aber Renate, wie kannst du das sagen? Wem zuliebe entschloß ich mich, die Gastfreundschaft des Herrn Robineau in Anspruch zu nehmen? Nur dir zuliebe, nur deinen Bitten gab ich nach.

Renate. Ich bin dir auch dankbar. Aber du darfst nicht vergessen, daß, wenn dir heute etwas passierte, ich und das Kind nicht einmal deinen Namen tragen dürften.

Moilin. Du hast recht, Renate; daran ist meine Nachlässigkeit schuld. Hundertmal hatte ich es mir vorgenommen, uns trauen zu lassen, und immer wieder verschob ich es; aber ich schwöre dir, daß in dem Augenblick, wo die Umstände

es gestatten, mein erster Weg zur Mairie sein wird, um die Trauung anzusagen.

Renate. Es war leichtsinnig von uns, so lange zu warten. Damit du dein Wort einlösen kannst, mußt du mir versprechen, daß du dieses Haus nicht verlassen werdest. Hier bei Herrn Robineau bist du in Sicherheit. Dieses Haus ist gefeit vor jedem Verdacht. Versprich mir, daß du hier bleibst so lange, bis ich dich abholen komme.

Moilin. Ich verspreche es dir.

Renate. Und jetzt muß ich mich entfernen. Ich kann die Marie länger nicht allein lassen. Adieu, Tony, auf Wiedersehen! Adieu, Herr Robineau!

Robineau. Bleiben Sie lieber bei uns. In den Straßen ist es sehr unsicher. Man kann leicht das Opfer eines unglücklichen Zufalls werden.

Renate. Ich muß nach Hause.

Robineau. Seien Sie vorsichtig und meiden Sie die geraden und langen Straßen, denn hier ist es am gefährlichsten, weil die Kugeln freien Spielraum haben.

Renate. Ich danke Ihnen für den guten Rat, Herr Robineau, Adieu!

Robineau. Adieu!



Dritter Auftritt.

Robineau, Moilin.

Robineau. Ich muß den Mut dieser Frau bewundern.

Moilin. Die Frauen zeigen mehr Mut als wir Männer.

Robineau. Die Angst, Sie zu verlieren, macht sie tollkühn. Ich möchte Ihnen, da wir allein sind, einen Rat geben, mein lieber Doktor.

Moilin. Welchen?

Robineau. Ihr schöner schwarzer Bart ist ein gefährlicher Geselle, er kann Ihr Verräter werden. (Er reicht ihm eine Schere.) Schneiden Sie mit dieser Schere Ihren Bart so kurz wie möglich ab. Ist das geschehen, werde ich einen Raseur kommen lassen, damit er den Rest wegrasiert. Der ...

Moilin (verwundert). Aber, Herr Robineau!

Robineau. Lassen Sie mich ausreden, Doktor. Der Raseur darf nicht wissen, daß Sie einen solchen Bart haben, das würde Verdacht erwecken, er muß glauben, daß er einen

Menschen vor sich hat, der sich schon einige Wochen nicht rasieren ließ.

Moilin. Der Plan gefällt mir nicht.

Robineau. Praxis, Doktor, Praxis!

Moilin. Herr Robineau, ich werde meinen Bart nicht abschneiden und wenn ich hundert Leben zu verlieren hätte.

Robineau. Weshalb denn, Doktor?

Moilin. Weil ich mich vor mir selbst schämen müßte, um diesen Preis mit dem Leben davonzukommen.

Robineau. Sie wollen also lieber mit dem Bart sterben, als ohne Bart leben?

Moilin. Ich will mich nicht durch die Entfernung des Bartes entstellen, ich will mich nicht unkenntlich machen. Das läßt mein Ehrgefühl nicht zu.

Robineau. Gut. Dann will ich Ihnen einen anderen Rat geben. Steigen Sie hinab in den Keller.

Moilin. In den Keller?

Robineau. Jawohl. Sie werden dort nicht allein sein, es sind schon mehrere Leute drunten.

Moilin. Herr Robineau, ich bedaure sehr, auch diesen Rat kann ich nicht befolgen.

Robineau. Wenn die Versailler die Straße besetzen, so dringen sie in alle jene Häuser ein, die ihnen als verdächtig denunziert werden. Es liegt nun die Gefahr nahe, daß sie auch in mein Haus eindringen und die Wohnung durchsuchen. Wenn man Sie hier trifft, gefährden Sie nicht nur Ihr Leben, sondern auch das meinige.

Moilin. Dann darf ich nicht bei Ihnen bleiben. Sie sagten doch, daß Ihnen die Versailler nichts anhaben könnten!

Robineau. Das sagte ich vor Ihrer Frau, um die Arme zu beruhigen, ich dachte, daß, wenn wir zwei Männer nachher unter uns sind, wir es so einrichten werden, daß wir beide am besten davonkommen. Nun machen Sie mir solche Schwierigkeiten; in jeder Vorsichtsmaßregel erblicken Sie eine entehrende Handlung. Das ist doch höchst unklug von Ihnen, Doktor!

Moilin. Hätte ich geahnt, daß auch Häuser wie das Ihrige nicht vor der Gefahr des Ueberfalles gefeit sind, wäre ich nicht zu Ihnen gekommen.

Robineau. Es ist ja möglich, daß sie mein Haus verschonen, es kann aber auch anders kommen. Wollen Sie Ihr Leben von einem dummen Zufall abhängig machen? (Man hört den Lärm des Bürgerkrieges näher kommen und Rufe: Hoch die Ordnung! Nieder mit den Mordbrennern!) Hören Sie? Das Gewitter kommt näher.

Moilin. Herr Robineau, ich begehe ein Verbrechen, wenn ich länger bei Ihnen bleibe, ich entferne mich, bevor es zu spät wird.

Robineau. Tun Sie das nicht, Doktor, folgen Sie mir. Steigen Sie hinab in den Keller, Sie vergeben sich gar nichts damit.

Moilin. Ich kann nicht. Der Gedanke, mein Leben dadurch zu retten, daß ich mich in einen Keller verkrieche, ist mir unerträglich. Tausende Bürger sterben den Heldentod und ich soll mich in dem Keller eines mitleidigen Menschen verstecken? Nein, nein, Herr Robineau, das gestattet mir meine Manneswürde nicht.

Robineau. Was wollen Sie tun?

Moilin. Ich gehe nach Hause.

Robineau. Unglücklicher, Sie sind des Todes.

Moilin. Sei es drum. Ich will niemand zur Last fallen und niemand durch meine Anwesenheit kompromittieren. Ich habe nichts getan, dessen ich mich zu schämen brauche, das wissen Sie, Herr Robineau, sehr gut, ich habe nur meine Pflicht erfüllt als Bürger und Arzt; wenn das eine strafbare Handlung ist, wohlan, so will ich die Strafe erdulden. Ich werde mich weder entstellen noch verstecken, frei und offen mit hoch erhobenem Haupte werde ich durch die Straßen schreiten. In meiner Wohnung will ich bleiben, dort sollen mich die Versailler finden und verhaften. (Der Lärm des Bürgerkrieges kommt immer näher.)

Robineau. Doktor, bleiben Sie bei mir.

Moilin. Herr Robineau, ich kann nicht. (Ab.)

Robineau (ihm nachrufend). Doktor, Doktor, nehmen Sie Vernunft an. (Zurückkehrend.) — So ein verrückter Mensch, wegen einer Schrulle sich seinen Henkern auszuliefern. Die arme Frau! (Der Lärm des Bürgerkrieges ist ganz nahe gekommen.) Richtig kommt das Gesindel auch in mein Haus.



Vierter Auftritt.

Robineau, ein Leutnant, Polizisten, Pöbel, Späher.

(Ein junger Leutnant an der Spitze einer größeren Anzahl Polizisten, freiwilliger Späher und problematischer Gestalten dringt in die Wohnung.)

Leutnant. Hält sich bei Ihnen ein gewisser Dr. Moilin auf?

Robineau. Bei mir nicht, mein Herr.

Leutnant (nachdem er Umschau gehalten). Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie.

Robineau. Mich? Weshalb? Da muß ein Irrtum vorliegen.

Alle. Nein, nein, es ist kein Irrtum.

Leutnant. Zum Standgericht.

Robineau. Ich versichere Sie, Sie irren sich.

Leutnant. Sie sind uns als ein Vertrauensmann der Mordbrenner angegeben worden. Sie gewähren Staatsverbrechern Asyl in Ihrem Hause. Wir wissen das ganz genau.

Robineau. Es ist nicht wahr.

Leutnant. Sie sind Freimaurer, das genügt! Zum Standgericht ins Palais Luxembourg!

(Einzelne von der Begleitung nehmen im Abgehen, was ihnen gerade unterkommt, mit und verbergen es in den Taschen.)

Einer vom Pöbel. Ist ohnehin alles gestohlen!



Wohnung des Dr. Tony Moilin.

Fünfter Auftritt.

Marie, Polizeibrigadier, Trublot, Bottes, Pöbel, sodann Renate.

(Es wird an der Tür heftig geklopft.)

Stimme des Brigadiers. Oeffnen Sie, Fräulein!

Marie (für sich). Es sind keine fünfzehn Minuten, daß sie da waren und kommen schon wieder, mein Gott, das halte ich nicht länger aus.

Stimme des Brigadiers. Oeffnen Sie, sonst drücken wir die Tür ein.

Viele Stimmen. Oeffnen Sie!

Marie. Sofort, meine Herren! (Sie öffnet die Tür.)

(Der Brigadier in Begleitung einer größeren Anzahl von Leuten verschiedener Klassen kommt herein. Er und ein Teil der Begleitung schauen in die Nebenzimmer.)

Brigadier. Hier ist er nicht, hier ist er auch nicht.

Die Begleitung (die Worte des Brigadiers wiederholend). Hier ist er nicht, hier ist er auch nicht.

Brigadier. Ist der Herr Doktor noch immer nicht zurückgekehrt?

Marie. Wie Sie sehen, Herr Brigadier.

Brigadier. Sie, wenn Sie nicht die Wahrheit sagen, werden Sie erschossen, verstanden?

Alle. Jawohl, erschossen!

Marie. Und wenn Sie mich hundertmal erschießen, kann ich es Ihnen nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Verstanden?

Trublot. So ein kecker Schnabel!

Bottes. So ein herziger Käfer!

Trublot. Geh, kleiner, lieber Schneck, höre, was ich dir sage; wenn du mir sagst, wo der Herr Doktor sich aufhält, werde ich dich heiraten.

Marie (sich zur Heiterkeit zwingend). Na, das ist gar nicht verlockend für mich, die Frau eines solchen Mannes zu werden; ein Mann mit einer solchen Visage ist kein Ideal für ein junges Mädchen.

Alle (lachen). Hahaha!

Brigadier. Und wo ist Madame?

Marie. Madame ist ausgegangen, um den Herrn Doktor zu suchen. Verstanden?

Brigadier. Wird sie bald kommen, Fräulein?

Marie. Wird sie bald kommen, Herr Brigadier?

Trublot. Sie wird schon wieder keck, die Kleine.

Marie. Welch ein lieber Kerl! Wissen Sie, woran mich seine Nase erinnert?

Bottes. Nun, woran?

Marie. An eine Lyoner Wurst.

Alle. Hahaha!

Trublot. So ein keckes Schnäblein, sollte es nicht geschlossen sein?

Marie (ausgelassen). O, du allerliebstes Menschenkind! Selig ist, wer dich nie gesehen hat. (Schlägt ihn scherzhaft auf die Wange.) Mein kleiner Hund, mein süßer Wolf! Nein, mein kecker Floh! Ja, mein Floh! Hahaha!

Alle. Hahaha!

Renate (tritt auf). Sind die Herren noch immer hier?

Marie. Nein, Renate, die Herren sind schon wieder hier, sie waren so freundlich, wiederholt sich nach dir zu erkundigen, die Herren sind überaus liebenswürdig.

Brigadier. Im Namen des Gesetzes fordere ich Sie auf, mir zu sagen, wo Sie jetzt waren.

Renate. Ich war meinen Mann suchen.

Brigadier. Nein, Sie waren bei ihm.

Renate. Nein, ich suchte ihn, fand ihn aber nicht, sonst würde er mit mir nach Hause gekommen sein, er hat ja nichts verbrochen, um sich verbergen zu müssen.

Brigadier. Er hat nichts verbrochen und doch ist er seit vier Tagen abwesend. Sie müssen doch wissen, wo er sich aufhält.

Renate. Ich weiß es wirklich nicht. Mein Mann sagte mir nichts, als er fortging.

Brigadier. Das glaube ich Ihnen nicht. Die Robe, die Sie anhaben, ist Ihre Verräterin.

Renate. Die Robe?

Brigadier. Jawohl, die Robe. Für wen haben Sie sich so schön angezogen, wenn nicht für Ihren Galan.

Renate. Ich habe keinen Galan.

Brigadier. Und Dr. Tony Moilin?

Renate. Der ist mein Mann.

Brigadier. Sie sprechen von Ihrem Mann und doch sind Sie nicht seine Frau.

Renate. Ich bin die Frau meines Mannes.

Brigadier. Sie sind seine Geliebte, Sie leben mit ihm im Konkubinat und nicht in legaler Ehe.

Renate. Was geht das Sie an? Das ist unsere Sache.

Brigadier. Das geht mich jetzt immerhin etwas an.

Renate. Wenn Mann und Weib, in Liebe vereinigt, entschlossen sind, gemeinsam die Last des Lebens zu tragen, so haben sie einen Ehebund geschlossen, ob Sie das Ehe oder Konkubinat nennen, macht wenig Eindruck.

Brigadier. Papperlappa!

Renate. Was soll ich übrigens mit so einem Sklaven der Gewohnheit über derlei Fragen reden, wir werden uns nicht verständigen.

Brigadier (streng). Mit mir dürfen Sie nicht so reden, Madame! Ihr Leben ist in meiner Hand, verstanden! Ich bin seit fünf Jahren Polizeibrigadier in Paris. Ich habe zehn Jahre unter dem Kaiserreiche gedient und diene jetzt der Republik, das heißt dem Chef der exekutiven Gewalt. Und wenn das Kaiserreich wieder hergestellt wird, werde ich wieder meine Pflicht erfüllen. Mit einem solchen Manne müssen Sie ganz anders sprechen, ganz anders. Wenn ich Sie für die Beleidigungen nicht sofort auf der Stelle strenge bestrafe, so nur deswegen, weil Sie — eine gar so reizende Person sind. (Nähert sich ihr unzüchtig.)

Renate (tritt einen Schritt zurück). Rühren Sie mich nicht an, Sie unverschämter Mensch. Sie sind gekommen, um meinen Mann zu verhaften, da er nicht zu Hause ist, haben Sie hier nichts mehr zu suchen. Entfernen Sie sich!

Trublot. Schau, schau!

Brigadier. Sprechen Sie mit mir in diesem Tone? Dann werde ich Sie verhaften. (Wird brutal.)

Renate (sich zu Marie flüchtend). Marie!

Marie (intervenierend). Herr Brigadier, ich bitte, auf die Worte von Madame nicht zu achten, sie ist sehr aufgeregt. (Vertraulich.) Sie ist in der Hoffnung.

Brigadier. Das ist mir ganz gleichgültig.

Marie (schelmisch.) Na, na, das wird Ihnen nicht so ganz gleichgültig sein. Haben Sie keine Frau, keine Schwester, keine Mutter?

Brigadier. Ja, die habe ich allerdings.

Marie. Na, sehen Sie!

Trublot. Aber seine Frau ist nicht die Geliebte eines Staatsverbrechers.

Marie. Was wollen Sie, Sie großer Floh!

Alle. Hahaha!

Brigadier. Genug, Madame, wir verlassen Sie jetzt, wir kommen bald wieder. Wenn wir das nächstemal den Doktor Tony Moilin nicht antreffen, werden wir Sie und das Fräulein wegen Irreführung der Behörde verhaften. Sie werden dann vor das Standgericht im Palais Luxembourg gestellt werden. Das bedeutet jetzt 12 Kugeln in den Kopf. Auf Wiedersehen! Gehen wir. (Ab.)



Sechster Auftritt.

Renate und Marie, sodann Moilin.

Marie. Renate, flüchten wir.

Renate. Aber wohin?

Marie. Wohin immer, nur daß wir von hier wegkommen, ich halte das länger nicht aus.

Renate. Es ist anderwärts nicht besser, Marie, die Versailler dringen überall in die Wohnungen ein.

Marie. Wo ist Tony?

Renate. Sei unbesorgt, er ist in Sicherheit.

Marie. O, Renate, das ist ein großes Glück, sie würden ihn sicherlich erschießen, wenn sie ihn träfen.

Renate. Aber sie werden ihn nicht bekommen, Marie, dafür ist gesorgt.

Marie. Ich bin so aufgeregt, Renate, hörst du, wie mein Herz klopft?

Renate. Beruhige dich, Marie.

Marie. Wenn die Strolche noch einmal kommen, werden sie uns verhaften und dann erschießen!

Renate. Das werden sie nicht, wir haben doch nichts getan!

Marie. Aber der Brigadier hat es doch gesagt.

Renate. Er drohte nur, um uns einzuschüchtern.

Marie. Gebe Gott, daß es so wäre! (Es klopft.) Man klopft, wer mag das sein?

Renate. Dieses Klopfen kommt mir so bekannt vor, so bekannt.

(Beide, aneinandergedrängt, gehen zur Tür und öffnen sie, sie weichen entsetzt zurück, als sie Tony Moilin erblicken.)

Renate. Himmlischer Vater! Tony!

Marie. Heilige Jungfrau! Mein Bruder!

Renate. Tony, du bist verloren! Soeben waren sie hier. Weshalb bist du denn gekommen, warum bist du nicht dort geblieben? Tony, Tony!

Moilin. Ich konnte nicht dort bleiben, Robineau wollte, daß ich mir den Bart abschneide, daß ich mich im Keller verberge. Auf das konnte ich nicht eingehen.

Renate. Wir sind verloren, Tony!

Marie. Bruder, warum bist du gekommen? Soeben waren sie hier, jeden Augenblick können sie wiederkommen. Tony, du hast dein Leben verwirkt.

Moilin. Beruhigt euch! Sie sollen nur kommen, ich habe nichts verbrochen, mir kann nichts geschehen. Wenn sie mich verhaften, so macht es weiter nichts, sie werden mich wieder freilassen. (Er geht in das anstoßende Zimmer.)

Marie. Hörst du, sie kommen schon wieder!



Siebenter Auftritt.

Die Vorigen und der Brigadier samt Begleitung.

Brigadier. Ist der Herr Doktor heimgekehrt?

Renate. Nein, nein!

Marie. Nein, Herr Brigadier!

Brigadier. Sie machen sich durch Ihr Benehmen verdächtig. Der Vogel muß heimgekehrt sein. (Schiebt die beiden Frauen, die sich vor die Tür hingestellt haben, beiseite. In diesem Augenblick erscheint Moilin in der Tür.)

Moilin. Wozu die Aufregung? Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Sie brauchen sich nicht anzustrengen, ich werde nicht flüchten.

Brigadier. Wir suchen Sie schon seit vier Tagen. Wo waren Sie?

Moilin. Ich bin Ihnen darüber keine Rechenschaft schuldig.

Brigadier. Zum Standgericht ins Palais Luxembourg!

Alle. Zum Standgericht, zum Standgericht!

Moilin. Adieu, Renate! Auf Wiedersehen! Adieu, Schwester!

(Alle entfernen sich, Trublot und Bottes bleiben zurück.)

Trublot. Sehen Sie, meine Schöne, das kommt von der Liebe. Ja, von der Liebe. Aber kränken Sie sich nicht; wenn der Doktor den Weg aller Rebellen wandert, bin ich bereit, für ihn einzuspringen. Ich werde Sie heiraten. Ich bin nur äußerlich so unschön, innerlich bin ich ein ganz lieber Kerl.

Bottes. Warum so niedergeschlagen, meine Kleine? Geh, lieber Käfer, sei lustig!

Trublot.

Der Vogel fühlte sich zum Weibchen hingezogen
Und kam zurück in den Käfig geflogen.
Piu, piu, herzallerliebstes Schnäblein,
Wie bist du so süß, so zart und so fein,
Piu, piu, so zart und so fein.

Die Katze kam geschlichen ganz leise
Und schnappte den Vogel in ihrer Weise.
Piu, piu, herzallerliebster Vogel mein,
Unser Glück war nichts als Trug und Schein,
Piu, piu, nichts als Trug und Schein.

Bottes. Sehr richtig ausgeführt. Auf Wiedersehen, meine schönen Damen, auf Wiedersehen! Wir gehen andere Vögel schnappen.

Trublot. Auf Wiedersehen, allerliebste Damen!



Achter Auftritt.

Renate und Marie, sodann **Monteau.**

Renate. Jetzt ist alles verloren, alle meine Mühe, ihn zu retten, war vergebens. Ich werde ihn nie wiedersehen! (Sie weint.)

Monteau. Guten Tag, meine Damen!

Renate. O, Bürger Monteau, wir sind so unglücklich! Soeben ist mein Mann verhaftet worden, er ist zum Standgericht ins Palais Luxembourg abgeführt worden.

Monteau. Der Zufall hat mich gerade hergeführt, als die Bande mit dem Doktor das Haus verließ. Ins Palais Luxembourg sagten Sie?

Renate. Ja.

Monteau. Das ist bös. Im Palais Luxembourg führt Vabre, ein gewesener Kohlenhändler, den Vorsitz, ein ganz roher Mensch, der mit Wollust die Menschen zum Tode verurteilt.

Renate. Sie garantierten mir, daß meinem Mann nichts passieren wird und nun passiert ihm das ärgste.

Monteau. Wer hätte es geahnt, daß die Versailler so ausarten werden.

Marie. Und Sie, Bürger Monteau, bewegen sich ganz frei, droht nicht auch Ihnen Gefahr? Werden Sie nicht gesucht?

Monteau. Mich werden sie nicht finden, Fräulein? (Vertraulich.) Ich bin jetzt wieder der Baron Monteau. Der Bürger Monteau ist verschwunden. Sie dürfen mich nicht mißverstehen, meine Damen. Als ich nämlich sah, daß alles verloren ist, ging ich scheinbar zu den Versaillern über. Sie betrachten mich als einen der ihrigen, aber ich halte selbstverständlich zu Paris.

Renate. Geht das so leicht, zu den Versaillern überzugehen?

Monteau. Mein Adelstitel kommt mir zustatten. Dem Baron glaubt man vieles, was man dem Bürger nicht glaubt.

Renate. Wenn Sie mit Versailles gut stehen, vielleicht könnten Sie meinen Mann retten, Herr Baron?

Monteau. Das ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, aber ich werde meiner künftigen Braut zuliebe alles tun, um den Doktor zu befreien.

Marie. Retten Sie meinen Bruder seinetwegen und nicht der zukünftigen Braut zuliebe, Bürger Monteau.

Monteau. Zur Vorsicht: Baron Monteau, meine Süße, nur aus Vorsicht.

Marie. Herr Baron, Sie gefallen mir nicht.

Monteau. Aber weshalb denn, meine Liebe? Ich komme wieder, bis die Geister sich beruhigt haben. Jetzt will ich versuchen, Ihren Bruder zu befreien, meine Schöne. (Ab.)



Neunter Auftritt.

Renate und Marie.

Renate. Der Baron spielt eine zweideutige Rolle. Sein Blick war so unsicher, bemerktest du es?

Marie. Er ist ein Verräter und ich war nicht abgeneigt, mich mit ihm zu verbinden.

Renate. Vielleicht ist er es, der Tony verraten hat.

Marie. Ist es möglich, daß Menschen so schlecht sein können? (Sie geht im Zimmer auf und ab und verrät große Unruhe.)

Renate (Nach einer Weile). Was ist dir, Marie?

Marie. Mir, gar nichts, meine Schönste. Bemerktest du, wie sie Tony festhielten. Sie werden ihn erschießen, dann werden sie auch über uns kommen. Morgen ist Faschingdienstag. Der Baron ist mein Bräutigam und er hat meinen einzigen Bruder verraten. Das ist gar nicht schön, Bürger, Baron.

Renate. Die Aermste hat den Verstand verloren! Und doch ist es ein Glück, wenn man in diesen Tagen irrsinnig wird. Herr des Himmels, erbarme dich und verdunkle auch meinen Sinn, damit ich nichts mehr wisse von den Menschen und den Qualen, die sie sich gegenseitig bereiten.

Marie (stößt einen Angstschrei aus und flüchtet hinter das Klavier). Sie kommen wieder, Renate, sie werden uns ermorden! O, wie sie höhnend hereinschauen. Sie kommen.

Renate. Nein, sie kommen nicht, Marie, beruhige dich, armes Mädchen; sie haben es nicht mehr notwendig, zu uns zu kommen. Komm, lege dich auf den Diwan, ich werde dir einen Umschlag machen. (Marie läßt ruhig gewähren.) Armes Kind, du bist nicht aus genug hartem Holz geschnitzt, um derlei Keulenschläge zu ertragen.

Marie. O, Renate, mein Bruder blutet aus zwölf Wunden und mein Bräutigam hat ihn verraten. O, wie entsetzlich! Oh! Oh!

Renate. Beruhige dich. Sie werden Tony wieder freilassen.

Marie. Glaubst du, kommt er mit den zwölf Wunden? (Sie lacht krankhaft; dann schreit sie auf und läuft zum Fenster, durch das sie hinausspringt.)

Renate (durchs Fenster rufend). Hilfe! Hilfe! (Sie schaut hinunter.) Sie rührt sich nicht, sie ist tot. Nun bin ich auch dieser Stütze beraubt. Mitten unter Millionen meiner Mitmenschen bin ich ganz verlassen wie der Schiffbrüchige tausend Meilen vom Land. Der soziale Sturm hat hier eine knospende Blume zerstört, bevor sie sich entfalten konnte. O, wie viele gute und edle Menschen verschlingt doch der Bürgerkrieg! Und warum das alles? Gehört das zur natürlichen Ordnung? Warum straffst du mich so hart, großer Gott, warum?

(Der Vorhang fällt.)



Fünfter Akt.

Standgericht im Palais Luxembourg.

(Großer Saal, von zwei offenen Gasflammen erhellt. Der Gerichtshof ist gebildet durch den Oberst Vabre und zwei Oberoffiziere. Auf dem Tisch steht eine zur Hälfte geleerte Flasche mit Wein und ein Glas. Die drei Richter rauchen Zigaretten. Vom Eingang bis zur Mitte des Saales drängt sich das Zuschauerpublikum, Soldaten sind bemüht, den Raum vor dem Gerichtshof freizuhalten. Das Publikum ist den Häftlingen, die nach der Reihe vorgeführt werden, feindlich gesinnt. An einer der Seitenwände hinter dem Gerichtshof steht eine Bank, die „Bank der Isolierten", für die zum Tode Verurteilten.)

Erster Auftritt.

Oberst Vabre, zwei Oberoffiziere, Abbé Lagarde, Jean Richard, Augustin Lalot, Camille Dufour, Baron Monteau, Robineau, Dr. Tony Moilin. Häftlinge, Jean und Pierre. Zuschauerpublikum.

Oberst Vabre. Der Nächste. Sie heißen Jean Richard.

Richard. Ja, mein Herr, Jean Richard.

Vabre. Haben Sie geschossen? — Ja, das sieht man Ihnen an.

Richard (zitternd). Herr Oberst, ich bitte, ich habe nicht geschossen.

Vabre. Zeigen Sie Ihre Hände. Klassifiziert. Weiter. (Richard wird zur „Bank der Isolierten" geführt.) Der Nächste.

Pierre. Was bedeutet das: Klassifiziert?

Jean. Das bedeutet: Piff, paff, puff!

Pierre. Das geht schnell.

Jean. Das will ich meinen, soll man vielleicht mit dem Gesindel lange Geschichten machen?

Pierre. Jeder Feind der Gesellschaft muß unschädlich gemacht werden. (Zustimmung im Publikum.)

Vabre. (Mit dem Säbel auf den Fußboden klopfend.) Ich bitte um Ruhe, meine Damen und Herren! — Sie heißen?

Augustin Lalot. Augustin Lalot.

Vabre. Weshalb sind Sie verhaftet worden?
Calot. Weil man ein Gewehr bei mir fand.
Vabre. Haben Sie geschossen?
Calot. Ich mußte ja schießen, dafür zahlte mir die Kommune 30 Sous täglichen Sold. Seit acht Monaten keine Arbeit, mein Herr, die große Not.
Vabre. Klassifiziert. Der Nächste.
Jean. Jetzt sind auf der „Bank der Isolierten" schon neun Stück, wenn noch einer dazukommt, werden es zehn sein, dann werden sie zur Mahlzeit geführt werden. Menu: Pulver und Blei. Wünsch' guten Appetit.
Pierre. Schade um das Blei, ich möchte das Gesindel ersäufen.
Vabre. Ich bitte um Ruhe! — Sie heißen Camille Dufour.
Dufour. Jawohl, mein Herr.
Vabre. Sie sind mit der Waffe in der Hand erwischt worden.
Dufour. Diebe werden erwischt, Kämpfer werden gefangen genommen, wenn sie die Schwächeren sind. Ich bin also gefangen genommen worden.
Jean. Wie frech!
Pierre. Gemein, unverschämt!
Vabre. Sie sind von Beruf Schmied.
Dufour. Jawohl, mein Herr.
Vabre. Sie haben auf unsere Truppen geschossen.
Dufour. Gewiß, ich bedaure nur, daß ich nicht fortsetzen kann.
Vabre. Zeigen Sie Ihre Hände.
Dufour. Wozu?
Vabre. Ja, richtig, das ist in dem gegenwärtigen Falle nicht nötig. Sie sind ja geständig.
Dufour. Ja, ich gestehe, auf die Versailler gefeuert zu haben und würde es wieder tun, wenn ich frei wäre.
Vabre. Weshalb denn?
Dufour. Ich war entschlossen, mich am Straßenkampfe nicht zu beteiligen, weil ich auf dem Fort Issy meine Pflicht erfüllt habe, aber die tierische Brutalität der betrunkenen Sklaven von Versailles zwingen jedem human fühlenden Menschen die Waffe in die Hand.
Vabre. So! Klassifiziert. Der Nächste.
Dufour. Was heißt das: Klassifiziert?
Pierre. Schweig, Lump!
Jean. Strolch! Ruhig!
Ein Zuschauer. Mordbrenner!
Andere Zuschauer. Mordbrenner! Lump! Strolch! Petroleur!

Dufour. Ihr seid mutig, weil ich gefangen und wehrlos bin. Wenn ich frei wäre und meine Waffe hätte, würdet ihr euch wieder in die Löcher verkriechen, wo ihr euch seit März versteckt hieltet. Feiger Lumpenhaufen!

Viele Zuschauer. Mordbrenner! Dieb! Petroleur!

Jean. Reißt ihm die Zunge aus dem Schimpfmaul!

Pierre. Stechet ihm die Augen aus!

Ein Zuschauer. Haut ihm den Schädel ein!

Publikum. Mordbrenner! Petroleur!

Dufour. Alle gegen einen, feiger Lumpenhaufen! (Die Wache schützt ihn vor tätlichen Angriffen.)

Vabre. Die „Bank der Isolierten" ist komplett. Eskorte, fort! Ich bitte um Ruhe, meine Damen und Herren! (Die Verurteilten werden abgeführt, Abbé Lagarde begleitet sie.) — Der Nächste! (Es wird Robineau vorgeführt.) Sie heißen Ulysses Robineau, Industrieller von Beruf und Mitglied einer Freimaurerloge.

Robineau. Das stimmt genau.

Pierre. Schon wieder so ein Strolch mit einer hohen Stirn.

Jean. Ein guter Fang.

Pierre. Es scheint ein gefährlicher Petroleur zu sein.

Vabre. Sie haben an der Insurrektion teilgenommen, Sie wissen, welche Strafe solche Leute erwartet.

Robineau. Das weiß ich, aber ich habe an der Insurrektion nicht teilgenommen.

Vabre. Wir haben einen Zeugen, der das bestätigen wird. Herr Baron Monteau.

Monteau. Das Leugnen nützt Ihnen nichts, Herr Robineau. Das Beste, was Sie tun können, ist, daß Sie die Wahrheit sagen.

Robineau. Sie! Der Kommandant der Legion im sechsten Bezirk, Herr Baron! Sie zeugen gegen mich! Ah, nicht umsonst hat Ihr Radikalismus einen so schlechten Eindruck gemacht.

Monteau. Ich rate Ihnen, einzugestehen, daß Sie Vertrauensmann der Rebellen sind, daß Sie vielen Zuflucht in Ihrem Hause gewährten und Kinder von Föderierten zu sich nahmen.

Robineau. Und das machen Sie mir zum Vorwurf? O, Sie unverschämter Bursche!

Vabre. Führen Sie den Herrn zur „Bank der Isolierten". Klassifiziert.

(Inzwischen wird draußen ein Lärm hörbar, der sich bis in den Saal fortpflanzt. Die Tür wird heftig aufgerissen, eine größere Anzahl von Polizisten und die vom vierten Akt her bekannten Personen dringen in den Saal und stoßen mit großem

Geschrei Moilin vor sich hin, der vor dem Tische des Standgerichtes zu Falle kommt. Tony Moilin, mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern, erhebt sich langsam und bleibt ruhig vor dem Tische des Standgerichtes stehen. Monteau zieht sich beim Anblick Moilins zurück.)

Die Zuschauer (in großer Aufregung). Mordbrenner, Mordbrenner!

Vabre (mit dem Säbel auf den Fußboden schlagend, ruft). Ich bitte um Ruhe, meine Herren und Damen! (Zu Moilin.) Sie heißen Tony Moilin, Sie sind Mediziner?

Moilin. Ja, Doctor medicinae.

Vabre. Es ist Ihnen das Los derjenigen bekannt, die mit der Waffe in der Hand betroffen werden, besonders wenn sie, wie Sie, ein Kommando führten.

Moilin. Ich habe nie ein Kommando geführt, ich war bloß Chirurg im Bataillon meines Bezirkes und mußte zu oft mein Bistouri und meine Pinzette anwenden, als daß ich daran hätte denken können, mich eines Säbels oder eines Gewehres zu bedienen.

Vabre. Das ist es ja, Sie gewährten den Kommunarden Pflege und Hilfe und ließen unsere Soldaten erschießen.

Moilin. Ich gewährte allen Pflege und ließ niemand erschießen.

Vabre. Ein Patriot wird sich nie dazu hergeben, Rebellen ärztliche Pflege angedeihen zu lassen.

Moilin. Im Kriege gegen die Deutschen hatten die Aerzte den Auftrag, die Verwundeten des Feindes ebenso zu behandeln wie die französischen Verwundeten, die Wohltaten, die wir den Preußen bewiesen, durften wir unseren eigenen Landeskindern nicht versagen.

Vabre. Es ist durch das Völkerrecht vorgeschrieben, die Verwundeten des Feindes so zu behandeln wie die Verwundeten des eigenen Heeres, wissen Sie das nicht?

Moilin. Das Völkerrecht ist nur erweitertes Volksrecht, beide entspringen unserer fortgeschrittenen Humanität von der Sie allerdings nicht berührt sind. Durften wir die Wohltaten dieser Humanität, die wir an verwundeten Preußen und Bayern übten, unseren Pariser Arbeitern versagen?

Vabre. Gegen die Feinde der Gesellschaft darf keine Humanität geübt werden.

Moilin. Auch die Pariser Bevölkerung gehört zur Gesellschaft.

Vabre. Aber nicht zur guten Gesellschaft.

Moilin. Ob die Pariser Bevölkerung zur guten oder schlechten Gesellschaft gehört, darüber kann dieses Stand-

gericht, das, mit der Zigarette im Mund, Menschen dem Tode überliefert, nicht urteilen.

Vabre. Mäßigen Sie sich, Angeklagter! Kommen wir zum Gegenstand. Sie besetzten die Mairie des sechsten Bezirkes und waren ein eifriger Anhänger der Kommune.

Moilin. Nach der Flucht der Regierung nach Versailles wurde ich zum Maire des sechsten Bezirkes ernannt. Diese Funktion versah ich nur wenige Tage, ich gab meine Demission, weil mich die Verwundeten ganz in Anspruch nahmen. Meine Ansichten über die Kommune waren die von ganz Paris. (Die folgenden Worte spricht Moilin mit Wehmut und in einem Tone, als würde er vergessen, wo er sich befindet.) O ja, ich war Anhänger der Kommune, denn ich sah in ihr den Anbruch einer neuen und großen Zeit. Wir hofften, Bürger einer freien Gemeinde zu werden. Wir sahen eine Gesellschaft kommen, in der Humanität und Solidarität herrschen. (Er greift sich mit beiden Händen an den Kopf, als wollte er die auf ihn einstürmenden Gedanken verscheuchen.) Wir konnten das Problem nicht lösen. Weder die Menschen noch die Dinge sind reif für diese große Wandlung.

Vabre. Vorläufig sind sie dafür reif, den Erzbischof zu ermorden und unsere schönen Staatsgebäude in Brand zu stecken.

Moilin. Ich billige diese Taten nicht, aber sie sind die Antwort auf die Taten der Versailler, die ganze Stadtviertel in Brand geschossen haben. Es ist der Krieg, mein Herr!

Vabre. Also Sie entschuldigen diese Taten.

Moilin. Ich suche sie zu begreifen.

Vabre. Sehr ritterlich.

Moilin. Die Geschichte wird urteilen, wo in diesen Tagen die Ritterlichkeit war, in Paris oder Versailles.

Vabre. Sie haben zwei unserer besten Generale ermordet.

Moilin. Wer die Generale gemordet hat, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß die Generale Vinoy und Gallifet wehrlose Gefangene ermorden ließen.

Vabre. Dieser Vergleich ist bezeichnend für Ihre Gesinnung.

Moilin. Meine Gesinnung ist mein einziger Stolz in diesen Tagen der menschlichen Entartung. (Die Hand erhebend, mit edlem Pathos.) Ich bin gegen das Gemeine und Niederträchtige in allen seinen Verkleidungen. Ich bin für die Freiheit und Gleichheit aller Menschen in den vereinigten Staaten von Europa.

Das Publikum (bricht in schallendes Gelächter aus). Hahaha!

Vabre. Ich bitte um Ruhe, meine Damen und Herren! Die Prinzipien, mein Herr, die Sie hier verkünden, bestätigen uns die Auskünfte, die wir über Sie erhalten haben. Sie sind einer der Chefs des Sozialismus und einer der gefähr-

lichsten Menschen; solcher Leute muß man sich entledigen, man muß sie aus der Brust der Gesellschaft herausreißen. Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?

Moilin. Nein!

Vabre. Mein Herr, Sie sind verurteilt zum Tode durch die Waffen. Es wird Ihnen das Urteil eingehändigt werden. Haben Sie noch irgend einen Wunsch?

Moilin. Meine Herren Indem ich sterbe, lasse ich eine Gefährtin zurück, mein Weib. Wäre es nicht möglich, mein Verhältnis zu ihr vor dem Tode durch den Trauungsakt zu regeln? (Nach einer Pause.) Meine Herren, es ist mir sehr darum zu tun!

Vabre (der mit den beiden Offizieren einen Blick gewechselt). Das Gericht willfahrt Ihrer Bitte. Ich werde Ihre Dame verständigen lassen, daß sie herkommen möchte. Morgen früh um 6 Uhr wird das Urteil an Ihnen vollstreckt werden. Ziehen Sie sich zurück. Die Sitzung ist unterbrochen.

Moilin (wird zur „Bank der Isolierten" geführt; er setzt sich neben Robineau, auf den das Standgericht vergessen hat. Moilin drückt ihm die Hand und sagt leise). Auch Sie hier?

Robineau. Ja, wir machen die Reise zusammen.

Moilin. Armer Mann!

Pierre. Humanität, so ein Blödsinn!

Jean. Man wird ihm morgen früh eine Humanität geben, zwölf Kugeln in den Kopf.

(Das Publikum entfernt sich, die Wache bleibt zurück.)



Zweiter Auftritt.

Renate, Moilin, Robineau, Wache.

Renate (in Begleitung eines Wachmannes). Mein armer Tony! O, ich hatte schon jede Hoffnung aufgegeben, dich je wieder zu sehen, ich wähnte dich schon unter den Toten. Nun lebst du, nun fasse ich wieder Mut. Es ist kein Traum, du lebst, ich fasse deinen Arm, deinen Bart, du lebst, Tony, du lebst! Aber wie schaust du denn aus, Tony? Deine Kleider sind ja schmutzig und zerrissen.

Moilin. Das kommt von der Anhänglichkeit, Renate.

Renate. Wessen Anhänglichkeit?

Moilin. Meine Begleitung hing sich so fest an mich, daß der Rock es nicht aushielt.

Renate. O, selbst in dieser traurigen Situation bist du zu Späßen aufgelegt. Was wird jetzt mit uns geschehen?

Moilin. Ich habe dich kommen lassen, um mein Versprechen einzulösen.

Renate. Welches Versprechen?

Moilin. Uns trauen zu lassen.

Renate. Hier, unter diesen Umständen?

Moilin. Hier, Renate, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Renate. Wieso denn?

Moilin. Renate, fasse Mut, etwas Unangenehmes zu hören; morgen früh um 6 Uhr soll ich füsiliert werden.

Renate. Nein, nein, nein! Das ist nicht möglich. Du hast die Leute schlecht verstanden. Weshalb solltest du denn füsiliert werden? Du hast doch nichts angestellt. In allen deinen Handlungen warst du von den edelsten Motiven geleitet, du dachtest nur an die anderen, nie an dich selbst, und dafür sollst du erschossen werden? Nein, nein, das ist unmöglich, ich werde es zu verhindern wissen. Ich werde zum Chef der exekutiven Gewalt gehen, ich werde ihn bitten, daß er dich freigebe, ich werde ihm sagen, daß er ein Verbrechen verhüten möge, denn dein Tod wäre das größte Verbrechen des Jahrhunderts.

Moilin. Das Verbrechen wird begangen werden, Renate, wir haben keine Macht, es zu verhindern. Wir müssen uns hier trauen lassen, damit du meinen Namen tragen dürfest und als meine Erbin anerkannt werdest.

Renate. O, Tony, mein Unglück ist so unermeßlich groß, daß ich es nicht ertragen werde.

Moilin. Du mußt es ertragen, unserem Kinde zuliebe. Willst du, daß wir uns trauen lassen? Wirst du dich nicht schämen, die angetraute Gattin eines Justifizierten zu sein?

Renate (fällt ihm um den Hals). O, mein guter, mein edler Tony! Deinen Namen zu tragen ist meine größte Ehre. Wenn es mir schon nicht gegönnt ist, mit dir zu leben, so soll mich dein Name an die glücklichen Tage erinnern, die ich an deiner Seite zubrachte, sie werden einen Lichtpunkt bilden in der Finsternis meines kommenden Daseins. O, Tony, meine Ahnung! Meine düstere Ahnung!

Moilin. Nicht verzagen, Renate, habe Mut wie bisher.

Der Posten. Bitte, Herr Doktor, auf dieser Bank Platz zu nehmen und hier den Maire zu erwarten, der den Trauungsakt vollführen wird, und Sie, Herr Robineau, folgen mir; bis zum Wiederzusammentritt des Gerichtshofes bleiben Sie mit den anderen in den Kellerräumen des Palais interniert.

(Robineau wird abgeführt, Tony Moilin setzt sich mit Renate auf die „Bank der Isolierten“.)

Moilin. Siehst du, der Mann war seiner Sache sehr sicher, er fühlte sich erhaben über jeden Verdacht, mit der Kommune etwas gemein zu haben und doch wird er mit den Männern der Kommune identifiziert und wie sie summarisch abgetan.

Renate. Er ist so unschuldig wie du und du bist so unschuldig wie er.

Moilin. Wer nicht für Versailles ist, der ist gegen Versailles, und wer gegen Versailles ist, der ist ein Mordbrenner und hat das Leben verwirkt.

Renate. Mir graut vor dem Leben ohne dich, Tony.

Moilin. Und doch mußt du leben, Renate. Unser kleines Vermögen wird dir so viel tragen, daß du mit dem Kind ohne Sorgen wirst leben können. Das beruhigt ein wenig mein aufgewühltes Gemüt, das macht mir das Sterben so leicht.



Dritter Auftritt.

(Es ist zeitlich in der Früh.)

Die Vorigen, der Maire Herisson und ein Polizist.

Moilin. Herr Herisson, Sie kommen, um den Trauungsakt vorzunehmen.

Herisson. So ist es, Herr Doktor. Mir wurde das Amt übertragen, Sie zu trauen, an diesem Tage und an dieser Stelle; ein traurig Amt fürwahr.

Moilin. Gerade Sie, wie seltsam. Sie tragen mir keinen Zorn nach, Herr Herisson?

Herisson. Nicht im geringsten.

Moilin. Es war im April, als ich Sie Ihres Amtes entsetzte, gegen Ihren Willen, um an Ihre Stelle zu treten.

Herisson. Sie taten, was Sie unter den damaligen Umständen als Ehrenmann tun mußten. (Er reicht ihm die Hand. Zu Renate gewendet.) Darf ich bitten, Madame!

Renate (stellt sich neben Moilin).

Herisson. Im Sinne des Gesetzes und der Sitte frage ich Sie, Herr Dr. Tony Moilin, ob Sie sich verbinden wollen mit Frau Renate, geborenen Duvasier, für Ihr Leben, bis zum Tod?

Moilin. Ich will es!

Herisson. Jetzt frage ich Sie, Frau Renate, geborene Duvasier, ob Sie gewillt sind, mit Dr. Tony Moilin den ehelichen Bund zu schließen fürs Leben?

Renate. Ja!

Herisson. Nun so erkläre ich Sie beide als gesetzlich getraut. Unter unsäglich traurigen Umständen habe ich Ihrem Herzensbund, der in gegenseitiger Liebe und Verehrung geschlossen wurde, den Siegel der Legalität aufgedrückt. Von der Trauung ins Grab führt Sie der Weg, Herr Dr. Tony Moilin. Sie treten als wahrer Held den schweren Weg leicht an. Und Sie, Frau Renate Moilin, haben sich durch den Trauungsakt mit einem edlen Manne verbunden, der sein Leben für andere opfert. Sie sind die würdige Gattin des würdigen Mannes. Tragen Sie die Last des Lebens so leicht, wie Ihr Mann leicht in den Tod geht. (Nach einer Weile.) Und nun, mein lieber Doktor, wenn Ihnen meine Gegenwart nicht lästig ist, so will ich Sie auf Ihrem letzten Gang begleiten.

Moilin. Sie sind edel und gut, Herr Herisson, ich bitte Sie, bis zum letzten Augenblick meines Lebens bei mir zu bleiben. (Er reicht ihm die Hand.)



Vierter Auftritt.

Moilin, Renate, Abbé Lagarde und Vabre.

Vabre. Herr Doktor, bevor wenige Minuten vergangen sind, werden Sie den Tod durch die Waffen erleiden. In diesem feierlichen Moment frage ich Sie: Haben Sie welche Komplizen gehabt? Befinden sich nicht darunter vielleicht Vertraute der Internationale? Kennen Sie Varlin und Frankel?

Moilin. Ich weiß von nichts; aber lassen Sie sich's sagen, Herr Oberst, selbst wenn ich etwas wüßte, würde ich es Ihnen nicht sagen.

Vabre. Das Peloton möge seines Amtes walten.

Moilin. So laß uns denn Abschied nehmen, liebe Renate!

Renate. Adieu, mein guter und edler Tony!

Moilin. Verzeihe mir, daß du durch mich zu so viel Leid gekommen bist. Wenn du mich liebst, wirst du unser Kind im Geiste der Prinzipien erziehen, für die ich sterbe.

Renate. Gewiß, Tony.

Moilin. Du wirst unserem Kinde sagen, weshalb ich getötet wurde.

Renate. Dein Wunsch ist mir heiliges Vermächtnis. Auch ich habe einen Wunsch, Tony.

Moilin. Welchen?

Renate. Daß du mir deine Leiche zum Brautgeschenk vermachst.

Moilin. Mein guter Engel!

Renate (zum Peloton gewendet). Meine Herren, ich bitte Sie, nicht aufs Haupt, sondern auf die Brust zu zielen, damit das Antlitz meines Mannes unversehrt bleibe. Es ist mein Brautgeschenk, meine Herren.

Vabre (gibt ein Zeichen zum Aufbruch).

Renate. Adieu, Tony, du edler, guter.

Moilin. Adieu! Renate! Gedenke mein!

Renate. Habe Mut!

(Das Peloton, bestehend aus 12 Soldaten, nimmt Moilin und Herisson in die Mitte und geht durch die Tür, die in den Park führt, hinaus. Der Gerichtshof, Abbé Lagarde und Renate bleiben zurück.)

Renate (geht in großer Aufregung auf und ab. Als sie die Detonation einer Gewehrsalve hört, sinkt sie auf die „Bank der Isolierten" nieder). Himmel verleih mir Kraft, das Entsetzliche zu ertragen. (Sie erhebt sich). Jetzt ist's vorüber. Einer der edelsten Männer Frankreichs liegt zerschmettert am Boden. Die Augen, die so viel Herzensgüte verrieten, sind glanzlos und erloschen, der Mund, der so beredt die Leiden der Menschen zu schildern wußte, ist für immer verstummt, ich werde seine Stimme niemals wieder hören. Ah, mit welcher ausgesuchten Raffiniertheit verstehen es die Stärkern die Schwächern zu quälen.

Herisson (zurückkommend).

Renate (auf ihn zueilend). Herr Herisson!

Herisson. Fassung, meine Teure!

Renate. Er hielt sich tapfer bis zum letzten Augenblick, wie ein Held, nicht wahr, Herr Herisson, wie ein Held?

Herisson. Wahrhaftig, wie ein Held!

Renate. Sein Schritt war sicher, sein Blick frei, er trug hoch das Haupt, er zitterte nicht!

Herisson. Er zitterte nicht, meine Teure, er zeigte sehr viel Mut.

Renate. Ja, ich wußte es, daß er ohne Furcht dem Tode entgegengehen wird, er hätte leicht sich verbergen und entstellen können, aber das wollte er nicht, er war ein Held in seinem ganzen Wesen. Und jetzt, Herr Herisson, werden Sie die Güte haben und mir helfen, die Leiche bergen.

Herisson (ausweichend). Gedulden Sie sich, Madame, noch ein wenig.

Renate. Ich möchte fort von hier, Herr Herisson.

Herisson. Das begreife ich.

Renate. Kommen Sie, Herr Herisson, wir wollen die Leiche zuerst in Sicherheit bringen.

Herisson. O, Madame, verlangen Sie nicht, die Leiche zu sehen, sie gewährt einen fürchterlichen Anblick.

Renate. Das Peloton hat aufs Haupt gezielt. Ja?

Herisson. Ja, leider.

Renate. Ah! Das edle Haupt ist zerschmettert, das Antlitz zerfetzt, die Augen aus den Höhlen gedrängt, der Bart mit Blut und Erde beschmutzt, Tony ist nicht zu erkennen. Mörder! Mörder! (Sie beruhigt sich.) Aber das macht nichts. Ich werde ihn trotzdem erkennen. Kommen Sie, Herr Herisson, zeigen Sie mir die Leiche.

Herisson. Das ist nicht möglich, Madame.

Renate (sich an Vabre wendend). Herr Oberst, ich bitte Sie um die Leiche meines Mannes.

Vabre. Madame, das ist unmöglich.

Renate. Ich möchte sie nur sehen.

Vabre. Es ist verboten, die Leichen der Exekutierten ihren Angehörigen zu zeigen.

Renate. Ich darf die Leiche meines Mannes nicht sehen?

Vabre. Nein, ich bedaure.

Renate. O, Herr Oberst, haben Sie doch ein menschlich Rühren. In dem großen Schiffbruch meines Lebens hielt mich die Hoffnung aufrecht, daß man mir die Leiche meines armen Mannes ausliefern wird. Ich klammerte mich an diese Hoffnung mit allen meinen Kräften wie der Schiffbrüchige an eine Rettungsplanke. Rauben Sie mir nicht die letzte Hoffnung, Herr Oberst, geben Sie mir die Leiche.



Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Baron Monteau, sodann Robineau und mehrere Häftlinge.

Monteau. Herr Oberst! Vom Chef der exekutiven Gewalt ist die Ordre herabgelangt, daß die Standgerichte ihre Tätigkeit einzustellen haben. Die noch übrigen Angeklagten sind vor das reguläre Kriegsgericht zu stellen.

Vabre. Die Häftlinge sind vorzuführen. (Ein Soldat führt die Häftlinge herein.) Meine Herren, ich kann Ihnen mitteilen, daß Sie vorläufig auf freien Fuß gesetzt werden. Sie werden sich vor einem regulären Kriegsgericht zu verantworten haben.

Robineau. Wir danken, Herr Oberst.

Renate (hat unterdessen ununterbrochen wie geistesabwesend Monteau angeschaut). Es wird also nicht mehr füsiliert. Das ist schön vom Chef der exekutiven Gewalt. Wenn Sie, Herr Baron, fünf Minuten früher gekommen wären, würde es in Paris eine Witwe weniger geben. Mein ganzes Lebensglück liegt in diesen fünf Minuten begraben. Und nun, Herr Oberst, werden Sie sich erweichen lassen und mir mein blutig Brautgeschenk geben.

Vabre. Ich bedaure.

Monteau. Aber wozu brauchen Sie die Leiche, Madame?

Renate. O, Sie herzloser Schurke! Das fragen Sie? Sie haben dieses Unglück über mich gebracht, Sie allein.

Vabre. Madame, mäßigen Sie sich, sonst laß' ich Sie sofort verhaften.

Renate. O, tun Sie es, Herr Oberst! Lassen Sie mich gleich erschießen, Sie erweisen mir dadurch den größten Dienst. (Sich an den Abbé wendend.) Herr Abbé, stehen Sie mir bei; helfen Sie mir, die harten Herzen dieser Herren erweichen. Als Mann der Kirche haben Sie Einfluß; Ihr Wort kann nicht ohne Wirkung bleiben.

Abbé. Wir sind ohnmächtig, meine Teure. Wo die wilden Leidenschaften schrankenlos wüten, muß der Diener der Kirche sich damit begnügen, die Opfer des gegenseitigen Hasses zu trösten, wenn sie den Trostworten des Priesters zugänglich sind.

Renate. Sie finden, Herr Abbé, Worte des Trostes für die Opfer des Bürgerkrieges, aber kein Wort der Ermahnung an die Sieger. Sie waten bis zu den Knöcheln im Blute der Pariser Bürger und haben dabei kein anderes Bedürfnis, als die Besiegten zu trösten. Warum richten Sie nicht Ihre Worte an die Sieger?

Abbé. Fügen wir uns in Gottes Willen, Madame.

Renate. Lassen Sie Gott aus dem Spiele, Herr Abbé; Die Schöße Ihrer Soutane sind mit dem Blute der Pariser beschmutzt, das ist nicht Gottes Wille.

Abbé. Gott verzeih' Ihnen, wie ich Ihnen verzeihe. Unter den Unmenschlichkeiten haben auch wir zu leiden. In dem Blute, das durch die Straßen fließt, ist auch das teure Blut frommer Söhne der katholischen Kirche; vor allem das Blut des Erzbischofs Darboy.

Renate. Sie sind unwürdig, diesen Namen zu nennen, Herr Abbé. Sie haben den Erzbischof feige im Stich gelassen, obgleich Sie ihm Ihr Wort gegeben hatten, ihn nicht zu verlassen. Ihr Verbrechen an dem Erzbischof möchten Sie jetzt sühnen, indem Sie sich den Opfern des Bürgerkrieges aufdrängen und den Ausschreitungen der Sieger das Visum des Evangeliums aufdrücken.

Abbé. Gott verzeih' Ihnen.

Renate. Ihnen wird Gott nie verzeihen. (Wendet sich von ihm ab.) Herr Oberst, haben Sie ein Einsehen. Geben Sie mir die Leiche.

Vabre. Die Voraussicht verbietet es uns, den Hinterbliebenen die Leichen auszufolgen, wir dürfen nicht durch unangebrachtes Mitleid die Zukunft der Gesellschaft gefährden.

Renate. Sie wollen Ihren Sieg auch für die Zukunft sichern. Sie sind kurzsichtig, Herr Oberst. Eine Gesellschaft, die ihren Bestand dadurch sichern muß, daß sie den Frauen die Gräber ihrer Männer verheimlicht, hat keine Zukunft.

Robineau (vertraulich). Vergessen Sie nicht, wo wir sind, Madame.

Renate. Was liegt daran, mehr Leid, als mir schon geschehen ist, kann mir nicht mehr geschehen. Trotz der Ströme von Blut, trotz der Berge von Leichen haben w i r gesiegt, nicht Sie. Die Zukunft gehört uns, Herr Oberst!

Robineau. Kommen Sie, Madame! (Er zieht Renate gewaltsam mit sich fort.)

Renate (sich sträubend). Nein, nein, nein! Mein Brautgeschenk! Mein Brautgeschenk!

E n d e.

